

Bochumer Zeitung Märkischer Sprecher



Rheinisch-Westfälisches Tageblatt
Amtliches Kreisblatt für Stadt und Landkreis Bochum

Druck und Verlag: Buchdruckerei W. H. Stumpf, Kommanditgesellschaft Bochum.
Geschäftsstelle: Buddenbergstraße 11, Fernsprecher 125. — Postfachkonto Dortmund Nr. 8885.
Schriftleitung: Buddenbergstraße 4, Fernsprecher 125.

Nr. 200

Freitag, den 27. August 1926

98. Jahrgang

Der Auswärtige Ausschuss zur außenpolitischen Lage.

Die Verhandlungen im Ruhrbergbau erneut verlagert. — Rückgang der Arbeitslosigkeit im Reich um 2,9 Prozent.

Ruhrbergbau-Löhne.

Vertragung der Verhandlungen auf heute.

Essen, 26. Aug.

Die am gestrigen Nachmittag unterbrochenen Schiedsgerichtsverhandlungen wurden heute fortgesetzt. Außerhalb der eigentlichen Lohnfrage wurden einige durch neuere bergpolizeiliche Vorschriften bedingte Änderungen der Lohnordnung durch Vereinbarung erledigt. Die Schiedsgerichtsverhandlungen über die eigentliche Lohnfrage sind noch nicht zum Abschluss gebracht worden. Die Fortsetzung erfolgt morgen nachmittag.

Rückgang der Arbeitslosigkeit.

Der Gesamt-rückgang beträgt fast 3 Prozent.

Berlin, 26. Aug.

Der Rückgang in der Zahl der Hauptunterstützungsmittelpfänger in der Erwerbslosenfürsorge hat auch in der ersten Augusthälfte angehalten. Die Zahl der männlichen Hauptunterstützungsmittelpfänger ist von 1 328 000 am 1. August auf 1 227 000 am 15. August 1926 zurückgegangen, die Zahl der weiblichen Hauptunterstützungsmittelpfänger von 324 000 auf 317 000. Der Gesamt-rückgang beträgt 2,9 Prozent. Die Zahl der Zuschlagempfänger (unterstützte Familienangehörige) ist von 1 645 000 auf 1 594 000 gesunken.

Schließt die Reihen!

Weiterer Ausbau der vaterländischen Verbände.

Berlin, 26. August.

Die Reichsgeschäftsstelle der Vereinigten Vaterländischen Verbände Deutschlands teilt mit: Am 25. August tagte eine äußerst zahlreich besuchte Vertreterversammlung der Vereinigten Vaterländischen Verbände Deutschlands. Erhielten waren viele Führer von Landesverbänden und Ortsgruppen aus dem ganzen Reich. Alle Redner stimmten dem Gedanken zu, daß das kleine Prinzip von Ortsgruppen und Landesverbänden vereinelter vaterländischer Verbände mit seiner Spitze in Berlin sich durchaus bewährt habe, aber weiter und fester ausgebaut werden müsse. Jeder Versuch, die so nötige Einigung auf anderem Wege zu erzielen, würde den in mühevoller Arbeit erzielten Aufbau niederreißen und sei deshalb unverantwortlich. Alle verpflichteten sich, die noch abseits stehenden Führer in diesem Sinne zu beeinflussen und zu bewegen, denn der Zusammenhalt sei für große und kleine Verbände ein Gesicht der Selbstbehaltung.

Huldigungen für Hindenburg.

Der Reichspräsident an der Kreuzfahrt.

Garmisch, 26. August.

Reichspräsident v. Hindenburg unternahm gestern von Dittmarschen einen Ausflug nach der Kreuzfahrt, um die neue Wohnanlage zu besichtigen. In seiner Begleitung befand sich Major v. Hindenburg und mehrere Damen und Herren seines nächsten Bekanntenkreises. Die Kurorte bereiteten dem Reichspräsidenten spontane Huldigungen. Am Abend trat der Reichspräsident die Heimreise nach Dittmarschen an, wo er bekanntlich seinen Urlaub verbringt.

Für Europas Einigkeit.

Die nationalen Minderheiten in Genf.

Genf, 26. August.

Die heutige zweite Plenarversammlung der Konferenz der nationalen Minderheiten wurde mit einem Referat des Abgeordneten Kasselblatt (Deutsche Gruppe in Estland) über „Fortkritt auf dem Gebiete des nationalen Eigenlebens“ eröffnet. Der Redner betonte, daß keine Ausführungen, nicht einen Bericht darstellen über die Lage der von ihm vertretenen nationalen Gruppen, sondern einen Bericht der politischen Maßnahmen zu Gunsten der Minderheiten im Staatsrat fordere. Nicht nur eine Ehrenpflicht, sondern ein Gebot der Gerechtigkeit müsse es für die Regierungen und die Parlamente sein, die Minderheiten ihre autonomen Einrichtungen zu bewilligen. Weiter sprach Abgeordneter Robinson (Lib. Gruppe) und Abgeordneter Kasselblatt (Deutsche Gruppe in Polen) über das Thema: „Sicherung der kulturellen Entwicklung und der nationalen Minderheiten“. Robinson erklärte, es dürfe in der Frage der kulturellen Autonomie nicht getrennt vorgegangen werden. Es gebe keine andere Aufgabe für die nationalen Minderheiten, als den geistigen Geist der Vorfahren auf die jüngere Generation zu übertragen.

Stresemann über den Völkerbund.

Verstärkte Aussichten auf glatte Aufnahme Deutschlands. — Besprechungen der Juristen.

VDZ, Berlin, 26. Aug.

Der Auswärtige Ausschuss des Reichstags trat heute unter Vorsitz des Abg. Hergt (Dn.) zusammen, um Erklärungen der Reichsregierung über die gegenwärtige politische Lage entgegenzunehmen.

Zunächst behandelte Reichsminister des Auswärtigen Dr. Stresemann in einer über eine Stunde währenden Rede die außenpolitische Lage. Alsdann sprachen die Abg. Kaas (Z.) und Graf Westarp (Dn.). Die Aussprache war vertraulich. Neben dem Mittelpunkt stehenden Völkerbundsproblem wurden auch die Befähigungs- und Entwaffnungsfragen sowie die Verhältnisse im besetzten Gebiet eingehend erörtert. Im weiteren Verlauf der Sitzung nahmen noch die Abg. Dernburg (Dn.), Siedler (Rom.), Dr. West (Wirtschaftl. P.), Wallraf (D. N.), Dr. Hilferding (Soz.), Graf Reventlow (Wollf.), Dr. Scholz (D. N.), Dr. Quack (D. N.) und Dr. Rosenburg (Rom.) das Wort.

Reichsminister des Auswärtigen Dr. Stresemann beantwortete zusammenfassend verschiedene Fragen, die sich aus der Diskussion ergeben hatten. Zwei kommunizistische Anträge, die den Eintritt Deutschlands in den Völkerbund und die Nichteröffnung des Versailler Vertrags für die Völkerbundstaaten währten, wurden abgelehnt.

Hierauf vertagte sich der Ausschuss. Die Einberufung der nächsten Sitzung wurde dem Ermessen des Vorsitzenden überlassen.

Wie die Telegrammen-Union erfährt, ist im Auswärtigen Ausschuss des Reichstags vereinbart worden, daß der Vorsitzende des Ausschusses in Verbindung mit dem Reichsaussenminister den Ausschuss dann einberuft, wenn dies die Verhältnisse als besonders dringlich erscheinen lassen. Die parlamentarischen Erörterungen über den Völkerbund sind damit als abgeschlossen gelten. Das Reichsministerium wird in den nächsten Tagen zusammenrufen, um sich zu der Frage zu äußern, welche Haltung Deutschland in Genf einnehmen wird. Der deutsche Völkerbund in Paris von heute wird Freitagabend oder Samstag früh in Berlin erwartet, um die Instruktionen für die Tagung der Studienkommission, die am 30. August zusammentritt, entgegenzunehmen. Wenn die Ergebnisse der Studienkommission vorliegen, wird das Reichsministerium erneut zusammenrufen, um sich dann auch endgültig über die Zusammenfassung der deutschen Delegation für Genf schlüssig zu machen.

In der heutigen Sitzung des Auswärtigen Ausschusses ließ, wie das Berliner Tageblatt meldet, Reichsminister des Auswärtigen Dr. Stresemann keinen Zweifel darüber, daß eine Abreise der deutschen Delegation nach Genf erst dann in Frage kommen könne, wenn die Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund gesichert und die Frage des künftigen Status des Reiches in Deutschland völlig geklärt ist. In der Aussprache sei zum Ausdruck gekommen, daß der Auswärtige Ausschuss diese Haltung der Reichsregierung billige. Der Überblick, den Dr. Stresemann über die letzten diplomatischen Verhandlungen in der Völkerbundsfrage gegeben hat, soll, wie nach dem Vorkausseiger aus dem Reichstage verlautet, im großen und ganzen einen günstigen Eindruck hinterlassen haben. Die Aussichten auf eine glatte Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund werden mühe Autonomie für die nationale Eigenart. Abgeordneter Kasselblatt brachte Bedenken gegen die kulturelle Autonomie vor. Trotzdem die politische Gruppe die kulturelle Autonomie ablehnte, glaubte sie, daß auch das Mitbestimmungsrecht und die Mitverwaltung einen guten Weg zur Sicherstellung ihrer kulturellen Interessen darstellten. Abschließend sprach der Kulturkommissionar einmündig angenommen, in der es u. a. heißt: In den Staaten Europas, in deren Grenzen auch andere nationale Volksgruppen leben, soll jede nationale Volksgruppe berechtigt sein, ihr Volkstum zu pflegen und zu entwickeln. In diesem Recht der Selbstverwaltung erblicken die Delegierten einen Weg, um in den bezeichneten Staaten die lokale Zusammenarbeit aller Minderheiten und Mehrheiten reibungslos zu gestalten und um auch die Beziehungen der Völker Europas untereinander zu verbessern und betonen dabei ausdrücklich, daß das freie Bekenntnis des Einzelnen zu einer Nationalität und, sofern ein Nationalistischer Glaube nicht vorliegt, das Bekenntnis zum Reich nicht nur nach dem Gesetz, sondern auch nach dem Gewissen zu sein muß und im staatlichen Leben mit keinerlei Nachteilen für den Einzelnen oder die Gesamtheit der nationalen Gruppen verbunden sein darf, daß der Staat und alle Zwangsvereinigungen, die aus allgemeinen Finanzmitteln Kulturaufgaben befragen, zu dieser Selbstverwaltung verpflichtet sind, und zwar in demselben Maße wie zu den Kulturaufgaben des Mehrheitsvolkes.

lands in den Völkerbund hätten sich verstärkt. Es bleibe allerdings dann die Frage, was nach der Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund und nach seiner Wahl als ständiges Mitglied in den Völkerbund geschehen werde. Wie das Berliner Tageblatt schließlich noch bemerkt, ist eine besondere Beschlusfassung des Auswärtigen Ausschusses nicht vorgesehen. Es sei jedoch festzustellen, daß die Haltung der Reichsregierung in der Völkerbundsfrage die Billigung der Mehrheit des Ausschusses gefunden habe.

Wie die Berliner Blätter mitteilen, hat der französische juristische Sachverständige Fromageot am Dienstag in Berlin gewelt, wo er eine Unterredung mit Ministerialdirektor Dr. Gaus hatte, nachdem er vorher mit dem englischen Rechtsfachverständigen Sir Cecil Hurst in London Beratung genommen hatte. Die Unterredung zwischen Fromageot und Gaus erstreckte sich, wie die Blätter melden, auf juristische und technische Fragen, die die Hauptprobleme der von der Studienkommission zu behandelnden Gegenstände betreffen. Vor allem habe es sich um die Frage gehandelt, ob gewissen nichtständigen Mitgliedern des Völkerbunds das Recht der Wiederwahl nach Ablauf der Wahlperiode garantiert werden könne. Laut Fromageot sei die Lösung der Frage, ob die Garantie formal nicht gegeben werden könne. Auch die aus gewissen englischen Kreisen stammende Anregung ist erörtert worden, die künftigen Völkerbundstaaten übernahm eine vollständige Gleichheit aller Mitgliedsstaaten zu schaffen. Dieser Gedanke sei als undurchführbar abgelehnt worden.

Der Pariser Gesandte Uruguays, Guani, der Uruguayan gleichzeitig im Völkerbundsrat vertritt, läßt durch den Generalkonsul mitteilen, daß entgegen einer gestern veröffentlichten Londoner Meldung die Regierung von Uruguay keinen Augenblick daran gedacht habe, ihre seit dem Aufnahmegericht Deutschlands eingetragene Haltung zu ändern.

Die Vossische Zeitung meldet aus Genf, daß der Präsident der Studienkommission, der Schweizerische Bundesrat Motta, von spanischer Seite verständigt worden sei, daß die spanische Regierung in der Frage der künftigen Mitgliedschaft keine Schwierigkeiten machen werde und bereit sei, die Prüfung einer Vermehrung der ständigen Mitgliedschaft über den deutschen Sitz hinaus bis nach dem Eintritt Deutschlands in den Völkerbund zu verschieben.

Der polnische Minister des Auswärtigen Kaleski äußerte sich vor seiner Abreise nach Paris Pressevertretern gegenüber wie folgt: Ich reise zur Völkerbundsversammlung in der Hoffnung, daß die dort versammelten Staaten unsere bestimmten Willen, in den Völkerbundsrat einzutreten, richtig, d. h. unter Berücksichtigung der Bedingungen Polens, seiner kulturellen Lage und seiner Bevölkerungszahl einzuführen und den Rat Polens als des Mitarbeiters an der Sicherung eines dauernden Friedens zu würdigen wissen werden. Wenn man in Genf diese zwei Momente entsprechend verstehen wird, dann unterliegt es keinem Zweifel, daß Polen als ständiges Mitglied der Völkerbundsversammlung dem Völkerbundsrat beitrete.

Engl. Bergarbeiter und Regierung.

Wenig Hoffnung auf Erfolg der Besprechungen.

London, 26. Aug.

Bei den heute stattfindenden Besprechungen zwischen den Vertretern der englischen Bergarbeiter und den Vertretern der britischen Regierung werden seitens der Bergarbeiter Herbert Smith, Cook Richards und Richardson teilnehmen, während die Regierung durch den Arbeitsminister Arthur Steel-Maitland und den Sekretär des Bergwerksdepartements Oberst Laneport vertreten sein wird. Möglicherweise werden noch andere Mitglieder des Kohlenkomitees den Besprechungen beizutreten.

„Daily News“ zufolge beschloß sich Sir Alfred Mond mit einem Zusammenstoß der Beiden in dem Anthrazitkohlengebiet von Westwales, der ein Kapital von 4 Millionen Pfund Sterling umfasse. Auch sei ein Zusammenstoß der Beiden in Northshire mit einem Kapital von 3 1/2 Millionen Pfund Sterling geplant.

In Anbetracht der schwierigen Haltung der Kohlenbergwerksbesitzer und der Bergarbeiter während der letzten Woche gegen die heutigen Besprechungen von vier Delegierten der Bergarbeiter mit dem Arbeitsminister und dem Oberinspektor für Bergwesen keinen Nutzen aufzuzeigen. Man meidet eine leichte Erhöhung der Zahl der Bergleute, die die Arbeit wieder aufnehmen.

Die heutige Konferenz zur Beilegung des Kohlenkonfliktes dauerte 1 1/2 Stunden.

Die neue Tonart.

Nachklänge zum Katholikentag.

Im alten Breslau, dem Sitz des Fürstbischöfs Vertram, hat unter dessen und des päpstlichen Nuntius Baccioli Beteiligung der diesjährige Katholikentag stattgefunden. Wie wir das von jeder gewohnt sind, war die Teilnahme groß und die Regie ausgezeichnet. Man versteht es, bei solchen Gelegenheiten den ganzen Pomp der Kirche zu entfalten und die Gemüter der Gläubigen mit Andacht und Verehrung zu erfüllen. Insofern hat also der diesjährige Katholikentag keineswegs irgendwie hinter seinen Vorgänger zurückgefallen. Was jedoch auffällt, ist die Tatsache, daß man sorgfältig alles vermeidet hat, was auch nur entfernt an politische Polemik und an die Erörterung politischer Streitfragen erinnern könnte, mit einer Ausnahme. In den Eröffnungsbenedikten haben sowohl der Reichskanzler wie der zum Präsidenten erwählte rheinische Landeshauptmann Horion die Anhänglichkeit der Katholiken an die Republik und das Bekenntnis zur republikanischen Staatsform besonders betont. Wenn man verschiedenen Vertriehten Glauben schenken darf, dann hat das den schlechten Hochadel, der über große Mittel und großen Einfluß verfügt, ziemlich verärgert. Aber gerade hierin zeigt sich der Wandel, der in der ganzen Struktur und in der Politik des Zentrums in der jüngsten Zeit sich vollzogen hat.

Früher glänzte man gerne mit klangvollen Namen aus den Reihen des rheinischen, westfälischen und schlesischen Hochadels, und es galt als selbstverständlich, daß etwa ein Fürst Löwenstein oder eine ähnliche hochgestellte Persönlichkeit zum Präsidenten erwählt wurde. Seitdem sind die christlichen Gewerkschaften als jenen in den Vordergrund getreten und mit ihnen eine demokratische Richtung, die zeitweise den Charakter der Veranstaltung eine ganz andere Tonart verleiht. Vor der Hervorhebung der einen oder anderen Richtung hat man sich diesmal jedenfalls sehr sorgfältig gehalten. Man wollte offenbar angesichts der Kämpfe, die augenblicklich innerhalb des Zentrums ausgefochten werden — man braucht nur den Namen Wirth zu erwähnen —, die Geslossenheit der deutschen Katholiken vor der großen Öffentlichkeit besonders hervorheben, und das ist jedenfalls gelungen. Was in den geschlossenen Versammlungen vor sich gegangen ist, hat die außenstehende Welt nicht erfahren. Für die großen Massen in den öffentlichen Versammlungen waren gesondert das religiöse Moment und der religiöse Charakter der Veranstaltung so stark betont worden, wie kaum je zuvor. Politisch war eigentlich nur die bereits erwähnte Begrüßungsrede des Reichskanzlers, die in ihrer Bezugnahme auf Genf und die uns vor allem bewegende Verfassungsfrage ziemlich matt und schicksalsergeben klang.

Von ungleich größerer allgemeiner Bedeutung ist jedoch eine andere Erscheinung, die deutlich zu Tage trat. Die christlichen Gewerkschaften als solche hatten kaum Gelegenheit, sich in der Öffentlichkeit im Rahmen der Veranstaltungen zu betätigen. Aber besonders in der großen Rede des Grafen Berchthold, einer der Führer der Bayerischen Volkspartei, und des jetzigen Gesandten in Wien, wurde die Sozialpolitik mit besonderem Nachdruck in den Vordergrund gestellt. Das ist offenbar ein Zugeständnis an die sozialpolitischen Anschauungen der christlichen Gewerkschaften, wie das Bekenntnis zur deutschen Republik als ein Zugeständnis an die katholischen Jugendorganisationen aufzufassen sein dürfte. In diesem Zusammenhang genommen läßt sich auch umschreiben der Schachzug der Leitung gegen das Auftreten Wirths erkennen, dessen republikanisch-sozialdemokratischen Bestrebungen innerhalb des Zentrums damit wohl der Wind aus den Segeln genommen werden sollte. Bekanntlich gibt es innerhalb des Zentrums kaum schärfere Gegner als Wirth und Stegerwald, den Führer der christlichen Gewerkschaften. Wenn man will, kann man somit die sehr geschickte und seine Leitung des Katholikentages als eine Hilfsaktion für Stegerwald gegen Wirth auffassen.

Freilich werden sich die Veranstalter des Katholikentages dagegen verwahren, daß sie irgendwelche parteipolitischen Absichten im Auge gehabt hätten. Aber das braucht denjenigen nicht zu beirren, der oft und lange genug hinter die politischen Kulissen geschaut hat, um zu wissen, wie die Dinge in Wahrheit liegen. Jedenfalls kann man als Ergebnis des diesjährigen Katholikentages in Breslau feststellen, daß es die Leitung glänzend verstanden hat, die große Macht der katholischen Kirche über die Gemüter ihrer Gläubigen aller Welt vor Augen zu führen und gleichzeitig zu zeigen, wie stark der

Die heutige Nummer umfasst 10 Seiten.

Bochumer Nachrichten.

Nachdruck unserer Originalberichte ist ganz oder auch im Auszug nur mit genauer Quellenangabe gestattet.

Bochum, 27. Aug.

Folgen der Ruhrbelegung.

Starke Steigerung der Säuglingssterblichkeit im Jahre 1923.

Die durch die Belegung entstandenen wirtschaftlichen Schäden im Ruhrgebiet sind zum größten Teil beseitigt, nicht aber die in gesundheitlicher Beziehung, die noch auf Generationen hinaus nachwirken werden.

Die Kommunale Vereinigung für Gesundheitsfürsorge im rheinisch-westfälischen Industriegebiet hat über die gesundheitlichen Schädigungen der Bevölkerung durch die Belegung Erhebungen angestellt, dessen Material von Medizinalrat Dr. Wendenburg, Gelsenkirchen, zusammengefasst ist. Am meisten haben natürlich die Kinder, Greise und Frauen gelitten. Die Säuglingssterblichkeit steigerte sich z. B. in Herne von 13 Proz. im Jahre 1922 auf 18 Proz. im Jahre 1923 (30 Proz. aller Gestorbenen waren Säuglinge), in Gelsenkirchen um volle 25 Proz. (Todesfälle an Ernährungsstörungen) 1923 gegenüber dem Vergleichsmonat des Jahres 1922. In Bochum-Land betrug die Steigerung im letzten halben Jahre 1923 gegenüber dem gleichen Zeitraum 1922 volle 41 Proz. Alle Ruhrstädte und Ruhrlandkreise haben teils größere, teils geringere Zunahmen der Säuglingssterblichkeit zu verzeichnen, in Duisburg war 1923 die Säuglingssterblichkeit wegen Ernährungsstörungen fast doppelt so groß (genau 1,87 mal) wie 1922. Die große Säuglingssterblichkeit war hauptsächlich eine Folge der schlechten Milchversorgung. Dauerte sonst der Transport der Milch bis zum Bestimmungsort nur wenige Stunden, so wurden jetzt die Züge an den Grenzstationen festgehalten, mussten umgeladen und die Milch auf den stäubigen Landstraßen weitertransportiert werden. Natürlich kam sie dann meist in schlechtem Zustand an. Es fehlte überhaupt sehr an Milch. Die meisten Mütter waren auch nicht in der Lage, sie zu beschaffen, auch wenn welche zu haben gewesen wäre. Die Milchzufuhr sank z. B. 1923 auf etwa 1/4 des Jahres 1922.

Der Bevölkerungsstand erlitt also schon im Säuglingsalter eine erhebliche Einbuße. Dabei soll nicht unerwähnt bleiben, dass infolge der allgemein zurückgegangenen körperlichen Kraft und Energie die Fehlgeburten wesentlich zunahmten (so meldet Westfalen 30 Proz., Dortmund 20 Proz., Hamborn sogar 70 Proz. Zunahme) und der Rückgang der Geburten, der sich ziffernmäßig überall nicht genau feststellen lässt, beängstigende Ausdehnung annahm. Beispielsweise sank in Dortmund-Land die Geburtenziffer 1923 gegenüber 1922 um 16 Proz. und gegenüber 1914 sogar um 40 Proz. Dabei fiel die Verheirathungsziffer 1923 gegenüber 1922 auf die Hälfte.

Wetterdienst. Beständig. Das System von Tiefdruckgebieten scheint mit dem letzten Wirbel, der gestern morgen über der nördlichen Ostsee lag zum Abschluss gekommen zu sein. Der über England vorübergehende hohe Luftdruck lässt einen Eintritt befähigten Wetters erwarten. Nur heute ist noch mit unruhigen und schnell veränderlichen Störungen des Hochdruckwetters zu rechnen. In Deutschland herrscht gestern morgen meist bewölkt mit teils westlichen Winden und Temperaturen zwischen vierzehn und achtzehn Grad. — Vorherlage bis Samstag: Zunächst noch Meilung zu leichten Niederschlägen, aber vorwiegend trocken, veränderlich bewölkt, bei schwachen nördlichen Winden.

Beitragspflicht der Lehrlinge zur Invalidenversicherung. Die bisherige Vorschrift des § 1387 Abs. 2 der Reichsversicherungsordnung, wonach der Arbeitgeber schlicht für alle Lehrlinge die vollen Invalidenversicherungsbeiträge zahlen musste, ist durch das Gesetz betreffend Änderung der Reichsversicherungsordnung und des Angestelltenversicherungsgesetzes vom 25. Juli d. J. dahin geändert worden, dass Lehrlinge fortan wie andere Arbeitnehmer nur dann von der Entrichtung ihres Beitragsanteils befreit sind, wenn sie weniger als 6 RM. wöchentlich (25 RM. monatlich) verdienen. Bei kürzer Beschäftigung ist entsprechend ein Schicksal von weniger als 1 RM.

Betrachtungen zum Leiferder Eisenbahn-Unglück.

Von der Gewerkschaft deutscher Eisenbahner wird uns geschrieben: Art und Begleiterscheinungen des furchtbaren Eisenbahnunglücks bei Leiferde fordern sehr zum Nachdenken heraus. Es ist daher mehr als geboten, den möglichen und denkbaren Ursachen nach den verschiedensten Seiten hin nachzuforschen.

Ein Teil der Tagespresse bezeichnet es als auffällig, dass die Verwaltung von vornherein einen verbrecherischen Anschlag annimmt, womit sie natürlich die Möglichkeit eines Betriebsunfalls infolge Schabhaftwerdens der Geleise herabmindert. Es ist zu hoffen, dass die staatsanwaltliche Untersuchung die Unfallursache klar herausstellt. Im Interesse eines objektiven Ergebnisses der Untersuchung dürfte es gelegen sein, einige Momente von erheblicher Bedeutung herauszuschälen.

Zunächst sei bemerkt, dass ein großer Teil des im Betrieb befindlichen rollenden Materials bis heute so schwer ist als früher. Hinzu tritt für sehr viele Züge, auch Güterzüge, eine bedeutende Geschwindigkeitssteigerung. Die Belastung des Oberbaues durch Gewicht und Geschwindigkeit nimmt aber nicht im Verhältnis von 1:2,3, sondern von etwa 1:2,4:8 usw., also viel stärker zu, als die Gewicht- und Geschwindigkeitszunahme an sich. Daraus resultiert eine weitläufige Abnutzung der Geleise, insbesondere in Bezug auf Lockerung der Schienen und Lücken an den Verbindungen. Es ist eine festsitzende Tatsache, dass durch das rollende Material eine Lockerung der Schrauben eintritt, demzufolge ein bahnamtlich nachgewiesener Schraubenschlack vorzunehmen werden muss. Diese Gefahr, aus der naturgemäß Entgleisungen nur zu leicht hervorgehen können, ist also aus obigen Gründen in neuerer Zeit bedeutend erhöht worden.

Anbereits hat die Verwaltung der Reichsbahn die Bewachung der Bahnanlagen nicht nur im System, sondern auch dem Umfang nach gewaltig eingeschränkt.

Der Streckenläufer von früher (Bahnwärter) hatte kurze Begehungsstrecken, mit der Verpflichtung, die Geleisanlagen in Bezug auf Schienenbrüche, Schraubenlockerung usw., genau zu beobachten, kleinere Schäden selbst zu beseitigen und größere sofort zu melden. Dabei erfolgte durchweg eine dreimalige Begehung in 24 Stunden. Der Streckenläufer von heute hat Strecken bis zu 30 Kilometer in einer Tour zu laufen, wobei keine Aufgabe nicht mehr in der Beobachtung von Brüchen und Schraubenlockerung, sondern nur in der Feststellung größerer Schäden besteht. Bei dieser langen Streckenbegehung ist zudem der Streckenläufer vollkommen außerstande, seine Sinne, die nichts wie Schienen, Schwellen und Kleinschlack wahrnehmen, fortzusetzen und bis ans Ende der Strecke so in der Gewalt zu behalten, dass er die ein äußerst scharfes Auge erfordernden Schienenbrüche und Schraubenlockerungen zu erkennen vermag.

Die heutige Bahnbegehung besteht in einer einmaligen Begehung pro 24 Stunden, zum Teil sogar des Nachts, und er hat daher für die Betriebssicherheit von den großen Betriebsstörungen abgesehen, keine Bedeutung. Die Hauptgefahr für die Entgleisung aber besteht in der Lockerung von Schrauben und Schienenbrüchen durch den normalen Betrieb. Wenn nun die Verwaltung als Ersatz für die eingeschränkte Bahnbegehung in Abständen von zwei bis drei Wochen Revisionen zum Nachprüfen der Schrauben entfend, so wird dadurch die erhöhte Entgleisungsgefahr nicht oder nur

auffällig behoben, weil die Lockerung der Schrauben durch das rollende Material in wenigen Tagen, selbst in weniger als einem Tag sich so stark vollziehen kann, dass Entgleisungen daraus hervorgehen.

Also, erhöhte Gefahr für Entgleisungen durch Schraubenlockerungen infolge Gewicht- und Geschwindigkeitszunahme des rollenden Materials und fast ausnahmslos fortwährender mehrmaliger täglicher Kontrolle der Geleisanlagen in Bezug auf Schraubenlockerungen und Schienenbrüche. Das ist der Sachverhalt, der herausgestellt werden muss. Zweifellos liegt die Möglichkeit eines Anschlages auf den verunglückten D-Zug vor.

Ebenso zweifellos ist die Zunahme der Entgleisungsgefahr aus den oben angegebenen Gründen, die ihre Ursache in der

Personalverminderung

findet. Bleibt die Frage: Wer kommt als Täter in Betracht, falls kein Anschlag vorliegt? Als geradezu ungeheuerlich muss es erscheinen, wenn die Verwaltung einen Nachschub eines abgebauten Eisenbahners annimmt.

Ein Eisenbahner, der noch keine fünf Jahre bei uns war, hat, durchweg kleiner oder größerer Eisenbahnunfälle gesehen und miterlebt hat, ist psychologisch unfähig, einen solchen Anschlag zu verüben.

Wenn aber, wie aus den bahnamtlichen Verlaufsberechnungen entnommen werden kann, ein mit Sachkenntnis verübt Anschlag vorliegen sollte, dann muss es Verwunderung erregen, dass hierbei nicht folgende, der Verwaltung sehr wohl bekannte Momente herausgestellt werden: Die Verwaltung hat das Personal der Bahnunterhaltung in sogenannte Stammarbeiter und Zeitarbeiter eingeteilt. Die Zeitarbeiter kommen und gehen, sie werden nicht warm im Betrieb. Außerdem verlässt die Bahnverwaltung einen sehr erheblichen Teil der Bahnunterhaltung an Privatfirmen, die sich ihr Personal nach Zuteilung größerer Aufträge meistens entnehmen, wo sie es nur bekommen können. Während früher bei der Eisenbahn auch der letzte Arbeiter nur mit einem einwandfreien polizeilichen Führungszeugnis angenommen wurde, kann aber auch eine sichere Lebensstellung hatte, werden heute in der Bahnunterhaltung Arbeiter beschäftigt, deren Herkunft usw. gänzlich unkontrollierbar ist und die disziplinarisch der Verwaltung überhaupt nicht unterstehen. Denkt man nicht daran, dass aktivistische Anarchisten nicht nur per Zufall, sondern planmäßig auf diese Weise in der Bahnunterhaltung Unterhuf finden können? Denkt man nicht daran, dass diese anhängende Kenntnis der Geleisanlagen, des Schienenausschleises usw. erlangen? Gewiss kann es sich nur um einzelne handeln, aber es ist ein gewaltiger Unterschied, ob die Bahnunterhaltung nur von erprobten, ständig im Dienst der Bahn stehenden Arbeitern oder auch von gänzlich betriebsfremden unkontrollierbaren Leuten versehen wird.

Alles in allem, ob Betriebsunfall oder Anschlag vorliegt, es ist eine Pflicht gegenüber der Öffentlichkeit, darauf aufmerksam zu machen, dass die Betriebsgefahr infolge der oben genannten

Methoden in der Bahnunterhaltung und der Bahnbegehung gewaltig eingeschränkt sind.

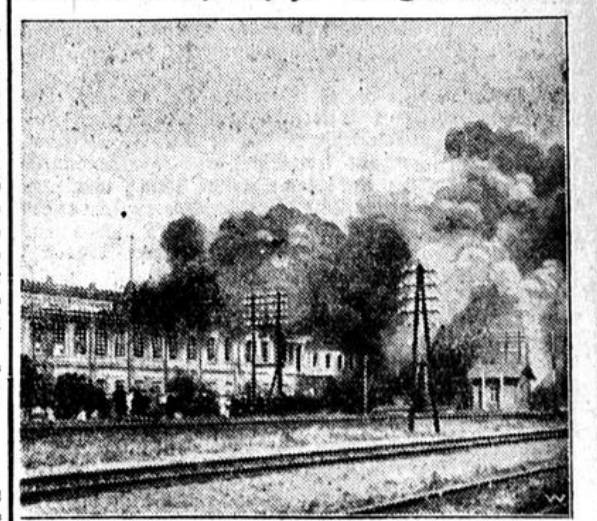
Diese sind letzten Endes auf die enorme Reparationsbelastung der Reichsbahn zurückzuführen. Aber darf diese die Sicherheit auf der Reichsbahn so ernstlich gefährden?

Riesbedeutung des Gleises kommt ebenfalls in Betracht. Durch die jegliche Verwendung von Kleinschlack ist eine erheblich dauerhaftere und durchlässigere Gleisbettung gewährleistet. Der sonst verwendete Kies wird nicht mehr auf den Eisenbahntrecken und Bahnhöfen verwandt.

Aus der evang. Gemeinde Wiemelhausen. Pastor Redert ist aus dem Urlaub zurückgekehrt und hat die Arbeit wieder aufgenommen. Am Sonntag findet der Gottesdienst in der Petrikirche wieder um 10 Uhr statt.

Aus der evang. Kirchengemeinde Weimar wird uns geschrieben: Pastor Sassenberg ist von seinem Urlaub zurückgekehrt und nimmt sein Amt sowie seine

Brandkatastrophe in Hannover.



Das Regenerierwerk Seelze, ein Nebenwerk der Continental-Compagnie, wurde durch eine Feuersbrunst, wie sie im Hannoverschen noch nicht zu verzeichnen war, völlig vernichtet.

Tätigkeit als Vorsitzender des evang. Jugendamtes wieder auf. Pastor Kraemer tritt am 27. August seinen Urlaub an. Pastor Sassenberg vertritt den Bezirk Weimar und Weulna. Ebenso führt er vertretungsweise den Vorsitz des Presbyteriums. Sämtliche Anmeldungen sind beim Pastor Sassenberg, Blumenfeldstraße 2, zu machen.

Eingelehrung der Rentenbankheine zu 1 und 2 Rentenmarkt. Durch Bekanntmachung vom 16. August sind die Rentenbankheine zu 1 Markt und 2 Markt zum 1. November 1926 aufzurufen worden und verlieren mit dem 15. Dezember 1926 ihre Gültigkeit.

Wiedereröffnung der Westfalenhalle. Die Dortmunder Westfalenhalle, Deutschlands schönste und größte Winterportstätte, eröffnet ihre diesjährige Saison bereits am Sonntag, den 5. September und zwar mit einem Vorampel. Als Hauptkampf steht die bereits im vergangenen Jahre vorgetragene Paarung des Münchener Schwergewichtlers Ludwig Dalmann gegen Ex-Schwergewichtsmehlers Nilles (Frankreich).

Betriebsratswahl bei der Hauptverwaltung der „Vereinigten Stahlwerke, Aktiengesellschaft“, Düsseldorf. Bei der am Montag und Dienstag vorgenommenen Betriebsratswahl erhielt der Deutsche nationale Handlungsgehilfen-Verband 5 Sitze im Betriebsrat. Der Gewerkschaftsbund der Angestellten konnte nur 3 Sitze erringen, während der Zentralverband der Angestellten, der eine Liste überhaupt nicht eingereicht hatte, leer ausging.

Eine neue Riesenleistung Josef Breitbars. Die Direktion des Antimen Theaters teil uns mit, dass der zur Zeit im Antimen Theater gastierende Eisenkünstler Josef Breitbart am Freitag, also heute nachmittag, 4 Uhr, auf der Berner Straße in der Nähe von Kordländer, einen mit 40 bis 50 Personen beladenen Nachwagen mit den Röhren abheben wird, und zwar in der Art, dass er die Zugstränge der 2 vorgepannten Pferde zwischen die Röhren nimmt, mit den Händen den Wagen anfasst und so als Einbauelement zwischen Pferde und Wagen dient. Es ist eine Leistung, die man als übermenschlich bezeichnen und die wohl kaum nachgemacht werden kann. Deshalb verleihe niemand, die Gelegenheit wahrzunehmen und sie sich auf der Berner Straße anzusehen. Gleichzeitig teilt uns die Direktion mit, dass Herr Josef Breitbart nur noch einige Tage im Antimen Theater gastiert, da eine Verpflichtung nach Nürnberg dazu zwingt, das Gastspiel bald abzubrechen.

Pilzvergiftungen. Anlässlich der schweren Pilzerkrankungen in Kallenberg wird amtlich darauf hingewiesen, dass bedauerlicherweise um diese Jahreszeit trotz unablässiger Aufklärungsarbeit und Belehrung des Publikums immer noch gelegentlich Fälle von Pilzvergiftungen beobachtet werden. Es darf aber mit Verriedigung festgestellt werden, dass dank der aufklärenden Tätigkeit der Reichs- und Staatsbehörden und dank der

Zwei Brüder und Sie.

Originalroman von Margaret Laube.
(Nachdruck verboten.)

11) 2. Teil.
7. Kapitel.
„Noch immer nichts Bestimmtes, Anna?“
Anna schüttelte den Kopf. Ihre Schultern fielen müde nach vorn. Still lagen die Hände im Schoß, saßen aus den langen, dunkelblauen Ärmeln hervor, kleine Geschwüre, abgetrennt von ihr. Mit eigener Kraft und eigenem Leben, das nur ruhte. Still lagen sie und weigerten sich.
Annas Augen wanderten wieder zum Fenster hinaus. Unten auf der Straße blagelte der nasse Asphalt. Heber der Mitternachtsstunde Novemberherbst. Ein, spürbar. Eine Wand von Nässe richtete sich über der bleigrauen Mitternachtsstunde auf. Nur manchmal wogte ein Pfäfer der Regenwolke vom Sturm ergriffen, auf und fuhr wilder in die entblätterten Bäume.
„Sieh!“ Anna deutete mit dem Kopf zum Himmel. Dann sah sie die Freundin an, die neben ihr stand, noch in Mitternachtsstunde.
Manja sah ihrer Bewegung nach. „Na, Schner.“
„Nicht sie.“ Der erste! Ein Haarbüschel hatte sich unter der Kappe hervorgebeugt. Wippte feucht gegen ihre Wangen. Sie schauerte zusammen und schüttelte sich.
Da sprang Anna auf. „Nimm das Zeug ab, Manja.“
„Entschuldige!“ Aber man denkt nur noch das Eine.
Manja warf den Mantel auf einen Stuhl. „Danke.“
„Ich, Anna. Ich will gleich nach Hause. Auf meine Ruhe. Nur ein wenig ausruhen hier.“ — in der Meditation war es so kalt! Und zu Hause dauert es auch so lange, ehe der Ofen warm wird.
„Nun schneit es ganz dicht.“
Anna sah ihre Schultern, drängte sie gegen den Ramin.
„Sieh dich dort, Manja.“ — Ich komme auch. — Sie sollte den dunkelblauen Kleiderfalten heran. — Ich dich doch! Ich will um Tee trinken.“
Manja stand nach. „Nur eine halbe Stunde.“
„Aber nicht jeden Abend bei euch sein.“
„Warum nicht, Manja? — Jetzt, wo wir alle waren.“
„Nein.“ Manja schüttelte den Kopf. „Ich nicht.“
„Manja! Manja! Manja!“ sah die Freundin aufmerklich an. Annas schönes Gesicht war bleich. Die

schmalen Schläfen durchsichtig, umittert von der Glut nächtlicher Tränen.

„Lieber Mann“, sagte sie ärtlich. Annas Augen füllten sich mit Tränen. — Ich schüttelte sie auf und leate ihre Stirn gegen Annas dunkle Haarwellen. Die waren kühl und feucht. Auch die Hände, die sie nun streichelte, waren kühl.

„Lieber Mann aus diesem starken Herzen! Gefährliche, lächerliche Kraft.“
Sie richtete sich auf und ging mit schwachen Schritten zur Wand, drückte gegen den kleinen weißen Knopf.
„Du müdest mich töten!“ — Nach acht Stunden Meditationen, lebender Arbeit. — und ich habe die Verben!

Sorglich hob sie Manjas Kiste auf dem Kaminateller. Die Kiste.
„Wo wäre ich geblieben, Annie, ohne die Reaktion? — Verdrückt geworden! — Ich hätte nicht die vier Jahre Kriege hier zu Hause getragen, wie du! — Um mich hat es in tausend Fäden gebraut und gequält von Telefonen, geschrien und Geiratsen! — Und Menschen! Ich hatte es ja manchmal satt, das weißt du, — aber doch! Nein, Annie, — hier mitten drin sein, die Siege solchen Volkes mitzuleben, — und nun das bittere Ende mit tragen: das hab ich gekostet! — Aber wartend daneben stehen! — Das wäre mir unheimlich gewesen. Dann hätte ich heimfahren müssen nach Amerika, und dort Deutschland verlassen. Man kann's dort verlassen, du — man sitzt dort ja auch nicht zu Hause! — Meine Wäule, die Mutter, die ich halten durfte, — die Fickzüge, die wir machten im Strom, — die Kagen —“
„Dafür brauch ich doch Glück!“
Anna sah auf das bräunliche Gesicht, das Kühne, magere Profil. Sah die Augen, schwarz, in Erinnerung der Freunde freien Schweifens.
„Du hättest damals fahren sollen, Manja,“ sagte sie vernonnen.
Manja schweig.

Hätte sie fahren sollen? — Hätte sie es können? — Es würde sehr still am Ramin. Man hörte durch die Stille draußen den Regen rauschen und dahinschweben die Schneeflocken mit feinem Knistern gegen die Scheiben schwirren. Die Gedanken wanderten. Ragen die fallen, nassen Landstraßen entlang, auf denen das deutsche Meer sich heimwärts wälzte. Zwischen den Tausenden Unbekannten, Gleichartigen die zwei, um die die Augen der Mädchen groß und schmüchlich ins dämmerige Rimmer starrten.

Wo waren sie jetzt? —

Sachte öffnete sich die Tür. Beide sahen aus ihrem Traum hoch.
„Bitte den Tee,“ sagte Anna und setzte sich im Sessel auf.
Die Tür schloß sich wieder. Die Mädchen sahen sich an.

„Ob ich hätte fahren sollen, Anna? — Vielleicht.“
„Ich bin aber nicht gefahren.“ Wo ich leb, ist einseitig. Hier oder dort, — ich konnte ja genau deutlich, um hier zu arbeiten. — Hebriges, heute kam im Telefongespräch aus Berlin die Bemerkung, dass wohl jetzt alle Fronttruppen mit Gefährten beladen passiert haben, — nun kommen sie durch Deutschland, — die letzten.“

„Na, das ist mit seinen Leuten in alter Ordnung heimzukehren. Aber hier, Manja? — Wenn sie ihm hier die Abschieden berühren, — oder seine Kreuze, — was dann?“
Manja schüttelte das dicke Haar zurück.
„Er wird vernünftig sein, — wird alles in die Taschen stecken, — oder einen Mantel drüber knöpfen, wie so viele, — was braucht der Pöbel seine Kreuze zu sehen?“

„Seine Ehrenkreuze, Manja? Einen Mantel drüber knöpfen? — Nein, das tut Will Claudius nicht! Niemals! Sein Schicksal soll er überleben?“
„Wenn er vernünftig ist, ja, Anna. — Gut einen einzu, deshalb hier das Leben zu riskieren? Es ist so unwichtig, ob dieses Volk, das ganz durcheinander geraten ist, seine Orden trägt oder nicht, — und ob er Zeiger ist oder nicht?“

Anna sah an ihr darüber. Ihre Augen weiteten sich mit flehentlichem Blick.
„Nein, Manja. Das verstehst du nicht. Das ist nicht einseitig.“
„Anna es sehr unverständlich?“
„Du bist Amerikanerin, Manja,“ sagte sie weich und für euch hast du recht. Versteh mich! — Für uns ist es anders.“

Manja hielt Manja ihre Hände vor das Feuer, das das Blut bestrot zwischen den dunklen Knochenstücken aufsteuerte.

„Ich weiß. Aber es wäre vielleicht besser für euch, wenn ihr etwas mehr Amerikaner würdet!“
„Anna ärgerte.“ „Wolltest, Manja...“
„Nein, es sind unsere Selben, so wollen wir sie. — Und es wird ihm nichts mehr geschehen, nun, wo er mir vier Jahre lang erhalten geblieben ist, — nun wird er auch diese Tage überleben.“

Manja winkte ihr — warf den Kopf zur Tür beugend auf. Das Mädchen kam mit dem Tee. Freundlich klingelte das Porzellan gegeneinander. Die dampfende Dampfvolke stieg kerkengerade aus der Teekanne.

Anna sah zusammengekauften. Ihr Kopf ruhte auf der blauen Wand.
„Du hättest doch auf der Kriegstrauung bestehen sollen, Annie,“ sagte Manja ernstlich, als sie allein waren. „Es wäre besser gewesen. ... Du hast nun vier Jahre lang gewartet, dir das Herz angefüllt mit Sehnsucht und schwerer Musik. — o Annie, wie hast du es ertragen?“ — Du hättest Will nach dem ersten Urlaub heiraten sollen!“

Anna nickte.
Mutter wollte es nicht, Manja, du weißt es ja. — Ich laube, — sie mag Will nicht, — nein, nein, — sie weiß nichts gegen ihn zu sagen, aber sie möchte immer Tom lieber. Hörst du nicht, dass sie immer „Tommy“ sagt, wenn sie von ihm spricht?“
Manja nickte stumm.

„Ich weiß den Grund nicht, sie schmeckt darüber. Aber ein Gefühl in ihr weicht sich gegen Will. — Das macht mich ihr fremd, zuweilen, Manja...“
„Als Tom zuletzt in Hamburg war, du weißt, vor einem Jahr, als er in seinem Anzugerod voll Lehm und Friedhöfen direkt aus dem Graben kam, — und als er ergriffte, wie sie lebten da vorn, er die Leute, wie sie fast verkommen vor Sonne nach etwas Lichtem, Schönerem, — wie er nachts oft Musik zu hören glaubte, wie er, der Weltworte, die seinen Überdauern aus einem Wechselnden Rondo draußen im Rausen von Granaten heimlich hörte, — nervös und überreizt, — da hat sie mich angesehen, Manja, — ich hab auch gesehen, dass sie aufstand und weinte.“

„Aber du, Anna —!“
„(Fortsetzung folgt.)“

* **Herrentinne** die Kinder Haus Son Ludgerstift Kinderfana aus dem Jan Die genaue geteilt wird dieser Stelle und das al vorgerollme ariffen sind

-de- G Strafen Straße von der Befugung Gurdholl Taufgöbel den Grund Befugung G gelauftste wird der abdann so gechlaffen

* **Sten** mönchenseit Auktus we angemacht. Nachfahre waltungsnar

-de- F Feuerschiff dem Dorfste ihre erste geöbeld, de mekster und der Schrif Fegel, Zug Hiltre wurde einwau ein zuwirten, allen drei Dorfe Hilt dessen Bodd hört. Das Geräte der Zug Sarp Gertse: Fe treibschacht Hiltrop-Be

Verbes hält ein T Bechalen e Angestellte die alten C erfeken. T fein.

* **Der** fei noch ein zeiten für Sonntagen fest ist.

* **Rohe** Gertberfarrn Am Burtch Kranfennar nölte Den

op. De fort. Nunn Centrum: durchbrochen den Ausfa hände find Allwagner aufzükten. PanalHafie hinaufzufa aus.

op. Am Sam Wien, Gungsgroß statt.

Periodi menigen firt der S folgende C tencheib-C Eijofaf: Zeithe: a Kampman 21., 22. u Bezirk M 20., 30. E ling, Wezi 6., 7., 8. Kampman 15., 16., 30. Ott. u facki Unt Gtagtagen die Gende eine und Wieg

Golde licher Fri tell Köst den: O sich zahlr lichen R

100. diefer Sa feiert. C 10 Jahr noch gern Aufker die drei lren

* **Fin** Der vor e fliche Sch seinen B Befonren kirchen zu

Trinidad.

Von Helm v. Winterfeld, Berlin.

Ein kolonialpatriotischer Schriftsteller hat die Insel, die ungefähr 10 Grad nördlich vom Äquator gegenüber dem Delta des Orinoco liegt und früher zu Venezuela gehörte, das Land der Wunder genannt. „Wir haben“, sagt er, „Seen von Wech, Ströme von Teer, Auktern, die auf Bäumen wachsen, ein Tier wie ein Fische, das lebendige Junges aus dem Mund bringt, Krebse, die auf Bäume klettern und von deren Früchten leben, einen anderen Fisch, der Konjunktur gibt, und schließlich einen, der in eine richtige Waffenzentrale umgewandelt ist.“ Nun, die Auktern, die auf Bäumen wachsen, hat wohl außer Kolumbus, der von ihnen schreibt, kein Mensch gesehen, die großen Landkrabben, die sich mit Vorliebe auf den Mangrovenbäumen aufhalten, sind gerade kein Wunder, ebenso wenig wie der Trompetenfisch und die Cascadura mit ihrem harten Schuppenpanzer, bleibt also in der Hauptsache der vulkanische Vulkan, der den Vulkanismus für fast alle Strahlen amerikanischer Städte liefert. Entdeckt wurde dieses „lebende Wunder“ der westindischen Inseln im Jahre 1595 durch Sir Walter Raleigh, der damals schon erwarb, daß seine Vorräte auf Hunderte von Jahren hin ausreichen würden. Da er aber gleichzeitig von Auktern schrieb, die auf Bäumen wachsen (wahrscheinlich die erwähnten Landkrabben), so zweifelte man seine Wahrheitshaftigkeit an und schenkte auch seinen Angaben über den Vulkan keinen Glauben. Die ganze dunkle Fläche mag etwa ein Kilometer lang, knapp ein Kilometer breit sein, und führt den Namen Vesuvius zu Unrecht, da sie weder Rauch enthält, noch ein See ist. Vielmehr geht man auf der ähren trockenen Wälder, die nur von kleinen Wasserläufen durchzogen sind, trockenen Fußes von einer Seite zur anderen. Hunderte schwarzer Arbeiter sind tagaus tagen beschäftigt, den Asphalt auszuhauen und auf Rollbahnen zu verladen, von wo aus er dann auf eine Schiene übergeführt und unmittelbar in die Wälder der am nächsten Landungsstege liegenden Schiffe geschüttet wird. Obgleich diese Asphaltfundgrube — es gibt nur noch eine einzige dieser Art in Venezuela — seit 1888 andauernd ausgebeutet wird (jährlich wird Asphalt im Werte von ungefähr einer Million Dollar ausgeführt), und zwar in einem Maße, daß sich a. B. im Jahre 1905 die Einkünfte des Gouvernements daraus auf 215 000 Dollar beliefen, so scheint sie doch unerschöpflich zu sein. Benigstens ist bisher nicht die geringste Abnahme zu erkennen gewesen. Die am Tage ausgebeuteten Stellen wachsen über Nacht vom unten wieder nach, und am nächsten Morgen liegt die ganze Fläche wieder glatt da, als hätte keines Menschen Arbeit ihr etwas von ihrem Inhalt geraubt.

Un diesen See schließt sich eine seltsame Geschichte, die in Josephs „History of Trinidad“ erzählt wird. Der Vulkan, aus dem jetzt die Asphaltgrube quellen, soll früher einmal trockenes Land gewesen sein. Die Indianer haben ihn als Ort erwählt für ihr Wigwamdorf wegen der großen Ananas, die auch jetzt dort, eingebettet in Wech, Auktern, die wegen der großen Vogelscharen und des Reichtums an Fischen. Als aber die Ureinwohner die schönen Küstengebiete vernichteten, von denen sie glaubten, daß sie befeuert wären von den Seelen ihrer verstorbenen Angehörigen, nahm „der gute Geist“ furchtbare Rache an ihnen wegen ihres Mangels an Pietät und schickte in einer Nacht die ganze Niederlassung, die mit ihren umflossenen Wohnorten versank. Am nächsten Tage war nichts mehr zu sehen als der schwarze Asphaltsee, der den ganzen Platz einnahm, wo die Indianer gelebt hatten.

Das Recht zur Ausbeutung hatte ursprünglich eine amerikanische Asphaltkompanie, seit 1893 ist sie in den Händen einer englischen. Wenn auch die Hauptmasse in Amerika selbst bleibt — das Pflaster der Stadt Washington a. B. besteht ausschließlich aus Trinidad-Asphalt —, so werden doch auch ständig große Mengen nach Europa ausgeführt und finden auch bei uns ausgiebige Verwendung.

Nicht überall ist der Asphaltsee von der ähren Festigkeit, die gestattet, über ihn hinwegzufahren. Hier und da finden sich weiche Stellen, in denen es, ähnlich wie in den Schlamm- und Schweißbächen auf Island, brockelt und lockt, und in denen man tief versinkt. Ein Hauptvergnügen der Reiser ist es nun, sich trinkeltbeise in diese Pfützen hineinzustellen. Um nicht ganz in der klebrigen Wäse zu verinken, müssen sie andauernd mal das eine, mal das andere Bein herausziehen, wodurch eine groteske Hysterie entsteht, die manchem unserer geschmacklosen modernen Tänze nicht ganz unähnlich ist.

Dah wir aber neben diesem Naturwunder auch die ähren Lebenswichtigkeiten dieser reichen Insel gebührend kennen lernen, dafür hat der Norddeutsche Lloyd durch Bagenausflüge bestens gesorgt. Kreuz und quer fahren wir durch die Straßen von Port of Spain, dieser vielleicht fliegenden Stadt Westindiens mit ihren 60 000 Einwohnern. (Die gesamte Insel hat deren ungefähr 300 000.) Wir sehen die ähren Negerbebauungen und die reinlichen Häuschen des in sich geschlossenen indischen Kulturkreises, das etwa ein Drittel der gesamten Bevölkerung beherbergt, wir fahren entlang an den fremdbildlichen Einfamilienhäusern, die lieblich aus kleinen Gärten hervorragen, unsere Pferde schweifen über die weiten Parkanlagen und Sportplätze, die ähnlich manchen Schwarzwaldbänken von weichen Höhenzügen umschlossen ist, wir besuchen die botanische Versuchsanstalt mit ihren mannigfachen Pflanzen, den vielgerühm-

ten Botanischen Garten, der allerdings mit denen in Penang und Singapur nicht zu vergleichen ist, aber dennoch mit seinen urtümlichen Bäumen, dem Farneichtum der verschiedensten Pflanzen, den wohlgepflegten Anlagen, die die Insel mit ihren 156 Arten vertreten, und die lila Orchideen, die überall aus den Baumrinden wachsen, weiden Erinnerungen an die märchenhaften Gärten der „Auerbäume“.

Überhaupt fallen diese englischen Inseln im Gegensatz zu den von Spaniern bewohnten angenehm auf durch die vorzügliche Organisation, die überall, schon bei einem flüchtigen Ueberblick, ein Gefühl der Behaglichkeit und Sicherheit gibt, ein Gefühl, daß man eben unter den Segnungen eines energischen, zielbewussten Regiments sich luftwandelnd ergeht.

Wie eine jede der westindischen Inseln, so hat natürlich auch Trinidad einen schmeichenden Beinamen. Es nennt sich das Land der Kolibris, von denen es hier 18 verschiedene Arten gibt. Außerdem wimmelt es von Papageien, an den Ufern stehen Flamingos und Pelikane, und der Glotenvogel läßt seinen klingenenden Ruf weit hin durch den Wald tönen. Die Flüsse wimmeln von Alligatoren, und so ist es kein Wunder, daß die Alligatorenjagd auf der Insel zu einem beliebten Sport geworden ist. Die Mannigfaltigkeit an Früchten und Blumen ist überhaupt nicht zu beschreiben, und so sind die begeisterten Schilderungen, die Ringelstein, der längere Zeit hier gelebt hat und dessen Roman „At Last“ auf Trinidad spielt, von den Schönheiten der Insel entwirrt, wohl zu verstehen.

Weniger bekannt sein dürfte, daß Dr. F. J. Robinson Crusoe auf dieser Insel spielt, die 1498 von Kolumbus entdeckt, unendlich oft den Besitz gewechselt hat, bis sie im Jahre 1814 endgültig englisch wurde. Viele Klagen hört man auch jetzt noch über das hohe Gebirge, das die von der englischen Krone eingekerkerten Regierungsbefehlshaber, allen voran der Gouverneur, der sich eines jährlichen Einkommens von 100 000 Mark erfreut, während das der nächsten Unterbeamten sich auch zwischen den recht ansehnlichen Summen von 24- bis 30 000 Mark bewegt.

Freilich ist es, sich in der Nachmittagsstunde des Tages von Savanna zu ergehen, wo sich alljährlich ein buntes Leben abspielt. Hier treffen sich die Schönheiten der Inseln, die in einem Wachstumsstadium erinnern den spanischen Senorita, hier follettieren die schide Weiblichkeit altfranzösischer Familien, hier geben sich Engländer, Schotten und Amerikaner ein Stelldichein. Rings herum liegen die geschmackvollen Paläste der reichen Kaufherren und Plantagen, die der Fruchtbarkeit der Insel ihre schnell erworbenen Millionen verdanken, liegen die Fußball- und Kridel-, die Polo- und Golfplätze, ganz wie das heim in der fernen Heimat. Versteht es doch der Engländer wie wohl kaum ein anderes Volk, die umgebende Atmosphäre seines Geburtslandes mit sich hinauszunehmen in die Fremde, so er sich nun niederläßt im Süden von Afrika oder in China, an der arabischen Wüste oder unter den Palmen einer ägyptischen Tropennatur.

Am schönsten aber sind diese weitgedehnten Rasenplätze wohl des Abends, wenn das Mondlicht wie ein silberner Schleier über der Ebene ruht, wenn es in geheimnisvoller Phantasie wie flüsterndes Wei aufsteht über den sanften, wellenbedeckten Hängen der umgebenden Berge und die Leuchtkäfer wie Rauberkammen lautlos durch die dämmerhafte Mondbeleuchtung huschen. Dann erst, wenn es seltsam in den dichten Gebüsch des Bambus rauscht, wenn über stillen Palmenkronen leuchtende Sterne blinken, wenn hier und da der verschlafene Fremde von einer uns so ungewohnten Wochwelt durch das heile Schmelzen dringt, dann erst erfüllt uns ganz die seltsame Mischung von Wellenmacht und Schönheitstrunkenheit, den die Tropennatur in uns Nordländern auslöst.

Trids moderner Auto-Piraten.

Die Motorrad-Polizei der Vereinigten Staaten, die besonders die Aufgabe hat, die rasenden Kraftwagenfahrer zu verfolgen, ist in neuerer Zeit außerordentlich verstärkt worden, denn sie hat nunmehr auch die wichtige Pflicht erhalten, diejenigen, auf die sie ein wachsameres Auge haben sollte, zu schützen. Die Zahl der Autopiraten ist nämlich in Amerika in der letzten Zeit sehr gewachsen, und es hat sich eine ganze neue Klasse von Verbrechern herausgebildet, die der Begehrer, die es hauptsächlich auf Kraftwagen abgesehen haben.

Diese Verbrecher arbeiten mit verschiedenen Tricks, die in Newyorker Wätern näher geschildert werden. Da ist a. B. der „Trick mit der leeren Kanne“. Im hellen Tageslicht fährt Herr A. mit seinem Wagen. Auf einer einsamen Straße der Chauffee steht er plötzlich einen Mann, der einige 100 Meter entfernt eine Petroleumlampe über seinem Haupt schwingt. Der Mann ist gut gekleidet, und Herr A. denkt natürlich, daß das Signal mit der leeren Kanne von einem anderen Fahrer herrührt, dem sein Brennstoff ausgegangen ist. Hilfreich hält er seinen Wagen an, und seine Vermutung wird bestätigt. Bereitwillig schickt er sich an, dem anderen von seinem Petroleum etwas abzugeben, damit er bis in die nächste Stadt fahren kann. In diesem Augenblick aber wird er durch einen heftigen Schlag belästigt und wacht nach einiger Zeit im Graben auf ohne sein Auto und sein Gepäck. Manchmal wacht der Betrogene auch nicht auf. Dann ist der Schlag zu kräftig gewesen, und die Polizei sucht nach einem neuen Mörders.

Eine andere Methode, die häufig von geschickten Autopiraten angewendet wird, ist die, daß der Verbrecher sich auf den Weg legt und eine Ohnmacht oder Krankheit vorwandelt. Meist spielt er die Rolle eines, der überfahren worden ist. Der vorüberkommende Automobilist wird von diesem Mitleid mit dem armen Menschen ergriffen; er hebt ihn auf und legt ihn in seinen Wagen. Aber dort kommt der „Kranke“ sehr rasch zu Kräften und wirft ihn nach wenigen Minuten auf einer einsamen Straße aus dem Wagen heraus. Es gibt Hunderte solcher Tricks und Listen, die immer wieder neue Opfer fordern. Da ist der Mann, der, als Mechaniker gekleidet, dem Kraftwagenfahrer bei einer Panne gute Ratsschläge erteilt und den Vertrauensvollen dann nieder schlägt. Da ist der Wanderhändler, der bittet, ihn ein Stückchen mitzunehmen, und am gefährlichsten ist vielleicht der Autopirat, der des Nachts arbeitet und den Wagen durch irgend ein Hindernis aufhält, um auf diese Weise in seinen Besitz zu gelangen. Die Polizei hat eine Reihe von Warnungen an die Automobilisten erlassen, um sie vor diesen modernen Wegelagerern zu schützen.

Unbekannte Weltrekorde.

Der Schnelligkeitsrekord, den Gertrud Eberle bei ihrer Kanaldurchschwimmung aufgestellt hat, zeigt wieder einmal, welche Steigerungen die menschliche Leistungsfähigkeit kann. Solche Sportrekorde werden fortwährend aufgestellt und dienen zum Ansporn, sie zu überwinden. Es gibt aber auch Höchstleistungen an Ausdauer, die nicht direkt mit dem Sport zusammenhängen und die daher wenig oder garnicht bekannt sind. Solche unbekannten Weltrekorde stellt eine englische Zeitschrift auf. So hat der italienische Tanzmeister Alfredo Hernandez kürzlich alle Rekorde geschlagen, indem er 130 Stunden hintereinander tanzte. Nicht lange vorher war Padua die Szene einer erstaunlichen Dauerleistung, als Signor Bancia 40 Stunden hintereinander Klavier spielte, indem er 250 Stühle aus dem Gedächtnis vorbrachte, ohne irgendwelche feste Nahrung zu sich zu nehmen; er übertraf damit bei weitem den 30-Stunden-Rekord des Budapesters Professors Berg.

Als Probe von ähren Geschicklichkeit ist wohl nicht zu überbieten die Leistung des Schiffeckers M. Ramsen, der in einer Stunde 19 617 mal in die Höhe gesprungen sein soll. Vor einiger Zeit fand auf dem Giffelturn ein selbstmörderischer Wettkampf statt, bei dem hohe Preise denjenigen geboten wurden, die das zweite Stockwerk des Turmes in der schnellsten Zeit erreichten. Der Sieger war ein Mann, der die 730 Stufen in der fast ungläublichen Zeit von 184 Sekunden erklimmte, also mit einer Geschwindigkeit von 4 Stufen in einer Sekunde. Sein nächster Wettbewerber, eine Frau, brauchte 7 Minuten und 26 Sekunden, um dieselbe Leistung zu vollbringen.

Infolge einer Wette marschierte ein Londoner Lastträger, James Fern, von London nach Capon und zurück, indem er auf seinem Kopf einen Vierkrug mit neun Liter Inhalt balancierte. Diese Leistung wurde über weit in den Schatten gestellt durch die eines gewissen Golding, der einen Weg von 80 km. Länge machte, indem er auf seinem Kopf eine mit dem gleichen Inhalt gefüllte Steinflasche, mit dem Hals nach unten, trug und die Strecke, ohne die Flasche zu berühren, in 11 Stunden 36 Minuten zurücklegte. Noch erstaunlicher ist die Leistung eines Schweißers, W. M. Hayes, der zwei große Baugewerke, jedes 4 Fuß 10 Zoll im Durchmesser und 72 Fuß schwer, von Portsmouth nach Newcastle und zurück rollte.

Ein Oesterreicher namens Anton Hanskin hat in 250 Tagen 11 000 km. zurückgelegt, indem er sein Weib und sein Kind in einer Schubkarre vor sich herschob. Ein Fußgänger aus Lancashire, Hugh Soane, ging in 1000 Stunden hintereinander 3500 km., wobei er in jeder Stunde 3 1/2 km. machte. Große Leistungen haben auch Briefträger aufzuweisen. So hat man a. B. ausgerechnet, daß ein englischer Landbriefträger, Thomas Phipps, in 48 Dienstjahren gegen 650 000 km. zu Fuß gegangen ist. Taten, die seinerzeit viel bewundert wurden, waren die von Arthur Larcafter, der einen 8 Fuß schweren Hammer 12 Stunden ohne jede Pause schwang, und die des Australiers Tom Burrows, der ein paar Meilen zwei Tage und zwei Nächte schwang, ohne auch nur einen Augenblick aufzuhören.

Bermischtes.

a. Der Soda-See. Obwohl jede Hausfrau mit Soda zu tun hat, so wird doch wohl kaum eine von ihnen wissen, woher dieser nützliche Stoff kommt. Ein großer Teil der Soda, die in Europa verwendet wird, rührt von einem merkwürdigen See der Remja-Kolonie her, dem Magadi-See. Das ist eine etwa 25 km lange und 7 km breite Wasserfläche, die selbst in den Zeiten der größten Sommerhitze den Eindruck hervorruft, als liege sie von einer Kiste zur anderen aufgestoßen. Diese Wirkung rührt von den riesigen Mengen von Natrium-Carbonat her, das sich in dem Wasser befindet und zu Sodakristallen bildet. Die Sodakristalle des Sees ist mehrere Zoll dick. Darunter befinden sich große Wassermassen, die aber mit dem tothelauen Natrium so gesättigt sind wie die Wasser des Toten Meeres mit Salz. Die Kruste, die sich an der Oberfläche gebildet hat, ist so standhart, daß ein Mensch darauf gehen kann.

Candy Kid Whittemore.

Vom Schalkstürzer zum Gentleman-Banditen.

In Nordamerika begegnet man häufig dem Spitznamen „Candy Kid“. Es ist das ein amerikanischer „Slang“-Ausdruck, den man etwa mit „Nacktschädel“ oder „junger Genüßling“ überlegen kann, ohne den Sinn vollkommen richtig wiederzugeben. Mit „Candy Kid“ bezeichnet man einen Menschen, für den das Geld nur den Zweck hat, sich das Leben so angenehm als möglich zu gestalten, einen Menschen, der das Geld bedenkenlos ausgibt, um sich Süßigkeiten aller Art zu verschaffen. Eine solche Spezialität nun war Richard Rees Whittemore, der auch allgemein „Candy Kid“ genannt wurde. Aber er war eine ganz besondere Art, denn des Lebens Genüsse, die er stets in vollem Maße zu würdigen verstand, erliefte er sich prinzipiell bloß mit dem Geld anderer Leute, nämlich jener, die er bestahl, betrog und beraubte. Geld durch Arbeit zu verdienen, verschmähte er seit jeher; darüber schätzte er sich als Sohn reicher Eltern. Es war der Typus des in der Neuen Welt nicht seltenen Gentlemanverbrechers, der ungläubigen Hybris, Reichtum sowie grenzenlose Genußsucht mit tiefem Verständnis für kultivierte Lebensbedingungen und gute Umgangsformen verbindet.

Schon als er zehn Jahre alt war, zeigte Whittemore, wofür er fähig sein würde. Der kleine Bub, der sich an Jucht und Ordnung nicht gewöhnen wollte und Eltern sowie Lehrern bittere Sorgen bereitete, begann damals seine Karriere als Feind der Gesellschaft. Eines Tages zog er auf offener Straße einen Revolver, den er sich irgendwo beschafft hatte, und fing an, Blindlings um sich her zu schießen. Man versuchte es damals noch mit Wilden und einbringlichen Ermahnungen, doch es nützte nichts. Richard wurde der Schule und ihres Zwanges erst recht überdrüssig und ein regelrechter „Schulhänger“. Als man es nun mit der Besserungsanstalt versuchte, war es endgültig um ihn geschehen. In der Korrekptionsanstalt lernen die Kinder zumeist nur noch schlimme Dinge zu, und so war man sich nicht wundern, daß Richard nicht nur nicht gebessert die Anstalt verließ, sondern zum vollständigen Verbrecher ausgebildet wurde. Mit dem Zeitpunkt des Austritts aus der Anstalt begann sein eigentliches Verbrecherdasein. Er machte mit kleinen Diebstählen und Raubüberfällen, die er auf eigene Faust einleitete, den Anfang und wurde schließlich ein Bandenführer, dessen Gehalt von Sagen und Legenden umwoben war. In Polizei- und Verbrechertreffen war er bald eine nationale Bekanntheit. Er galt als das Haupt des Million Dollar Crime Trust und als solcher erwarb er einen Spitznamen „Candy Kid“, weil er, sobald er einen tätigen Flurteus gemacht hatte, sich mitten ins Vergnügen stürzte, wo es am tollsten war, und das Geld in stotter Zerschütterte und mit schon brutal zu nehmender Unbekümmertheit ausgab.

Whittemores Genußsucht kam nur noch seine Berwegenheit gleich. Als ihn die Polizei schließlich dingfest machte und in sicheren Gewahrsam brachte, unternahm er einen vergeblichen Fluchtversuch. Als er im Gefängnisgang einem Aufseher begegnete, der einen Hund schifflich trug, ergriff er ein in der Nähe liegendes Stiel Eisenrohr und schlug mit ihm auf den besetzten Mann so lange ein, bis dieser tot war. Dann bemächtigte er sich der Schlüssel und eilte zum Gefängnistor. Doch noch bevor er es aufgeschlossen hatte, wurde er abgefaßt und wieder in seine Zelle gebracht. Wegen der Ermordung des Aufsehers wurde er für fünf Jahre zum Tode durch den Strang verurteilt. Nach der Verurteilung des Todesurteils verließen ihn sein Hybris und seine freche Ruhe nicht. Als ihm mitgeteilt wurde, daß sein Besuch um Vergnügung abschlüssig beschieden worden sei, war er gerade in die Bekleidung eines blutrünstigen Kollportageromans vertieft. Dieses Buch fesselte ihn so sehr, daß er trotz die Verurteilung machte: „Das habe ich mir gedacht.“ Dann las er ruhig weiter. Zum Schluß dürfte ihn doch das Gruseln beschliffen haben, als er hörte, daß das Gericht die Hinrichtung für Freitag und noch dazu den 13. August festgelegt habe. An diesem Tage wurde dann auch das Todesurteil vollstreckt. Außerhalb des Gefängnisses wartete eine große Menschenmenge mit fröhlichem Interesse auf die Nachricht, daß Candy Kid sein Leben am Galgen geendet habe. Sie wurde nicht enttäuscht. Der Gentlemanbandit Candy Kid Whittemore gehört nur mehr der an solchen Persönlichkeiten schon überaus reichen Kriminalgeschichte Amerikas an.

Boshafte Frage- und Antwortspiel.

Was ist eine Familienferienreise?

Ein Versuch, häusliche Langeweile durch Szenenwechsel zu beleben!

Was ist eine Nachschöpfung?

Ein Fisch, den man „blau“ focht, um ihn „rot“ zu färbieren!

Bekanntmachung.

Wegen Vornahme von Kanalbauarbeiten wird die Hunscheiderstr. zwischen der Königsallee und der Wiesenstr. vom 26. August 1926 auf die Dauer von 6 Wochen für den durchgehenden Automobil-, Fußverkehrs- und Radfahrverkehr gesperrt. Umfahrt: Wasserstr. - Wismelhauserstr. - oder Bernerstr. - Wismelhauserstr. Bochum, den 25. August 1926. Der Polizeipräsident.

Auswärtige Groß-Bräuerei sucht zum Vertrieb ihrer Qualitätsbiere Flaschenbier-Händler ebenso

Wirtschaften für Spezial-Anschaffungen. Offerten unter Nr. 87840 an die Geschäftsstelle dieser Zeitung.

Ausführung erstl. Maler- u. Anstreicherarbeiten bei billiger Berechnung. Kostenanschläge unverbindlich. Prima Referenzen. Auf Wunsch bequeme Katenabgaben. Angeb. unt. M. S. an die Geschäftsstelle d. Ztg.

Junge Leute aller Berufe, die z. SEE fahren wollen, erhalten streng reellen Rat und Auskunft (gegr. 1919). Nur schriftl. Auskunftsstelle 123 Harms, Hamburg 19.

Schöne eichene Flurgarderoben von 37 Mk. Bettstellen mit starken Spiralen und gut Dreilaufmatratzen von 28 Mk. Kleiderschränke von 39 Mk. an sowie alle sonstigen Möbel. Gut und billig. Zahlungsanleiherung. Möbel, Wllh. Schröder, Schreinermeister, Bochum, Rooststrasse 37 Nähe Marienstrasse.

Gardinen Tüll Spachtel Wadras wäscht, färbt, appretiert spannt u. blaueht Art Färberei Gallusche Wäscherei. Ad. in all. Stadtteilen.

Achtung Hausfrauen!

Zur Einmachzeit empfehle ich: Weisses Gewürze Putzucker Salzyl Pergamentpapier Schwefelband u. Fäden Flaschenlacke Korken. J. Kneider Große Beckstr. 11 Ruf 5176

Parkettfußböden

Jeglicher Art liefert, verlegt, renoviert, repariert billigst. Christian Burger, Bochum, Telefon 740 Kassastr. 73 Telefon 749 Einziges Spezialgeschäft am Pl. 12.

Hattinger Strasse 65

neben Möbelhaus Keul, eine Verkaufsstelle unserer

Tapetenfabriken.

Warten Sie mit Ihren Einkäufen, wir bringen grosse Ueberraschungen!

Tapeten-Fabriken

Mohr & Co.

Barmen — Vohwinkel.

Aus We Weichsel am Moritz Böns Seine Jugenden, an und Deutsch-Krois Fauna seine zial-Museum Böns schon in Wissen verli Seine er Jahren 1888 bezog, konnte dichten aufzügen als d schaffliche Krels, aus d Das Na die Zoologie in Kaiserle arbeit verlan fällt dem sch Landolschen gebt.

Einige W der Cholera sind seine W Sammer durch einen terbrochen un aus Herman entfielt. M fennung, un bur“, Der kleine Rosen bilder“ und

Seht man groß als d als Mensch Ehen und v menschliche etwas vom z schwer, so d Mit den den Rand der Ne die Anroling An einem 26. Traß ihn der 2. Ab als schlossen, hat Schren mit nun auch w würdiger Mann, der b im fremden z amischen weh nicht mehr d weisse Adler lekten grofse und Grac M

Der Göt

Vor tur Radricht Test Stül der d der Schafha wurde, was merkwamit Schäge gele noch in theu Welles s ben deuffe untraufen Erinnerung das kleine G wüthigen G deuffe Ma

Drei

Zu diese wenn er no hätte, fällt Würdigung wufereien un veröffentliche hätte man fentlichung actien nicht wiefen? D Es kann denfliches B schichte — heuten Umf tution, die allen ausgeg Verhältnis So fcheit sein, diese auch nicht g noch unbea sehen Empfi Und daß dem Weft s fteht zur B zu sein. Da ist un am 1. 11.

Hittemore-Banditen.
man häufig dem
ist das ein amerika-
den man etwa mit
Genüßling überlegen
men richtig wieder-
bezeichnet man einen
nur den Jued hat,
möglich zu gestalten,
id bedenkenlos aus-
er Ari zu verschaffen.
war Richard Rees
in „Candy Kid“ ge-
eine ganz besondere
die er stets in vollem
erfaute er sich prin-
derer Leute, nämlich
und beraubte. Geld
Gmähle er leit jeder;
Sohn reicher Eltern
des in der Neuen
verbrecher, der un-
un sowie grenzenlose
ndnis für kultivierte
Umgangsformen ver-

t war, zeigte Witte-
de. Der kleine Bub,
ung nicht gewöhnen
ren bittere Sorgen
Karriere als Feind
zog er auf offener
sich irgendeine ver-
ndungs um sich her
s damals noch mit
mahnungen, doch es
der Schule und ihres
und ein regelrechter
nun mit der Wesse-
endgültig um ihn
anstand lernen die
ne Dinge zu, und
in, daß Richard nicht
verließ, sondern zum
elbster wurde. Mit
aus der Anstalt be-
derbader. Er machte
nubelverfälschen, die
n Anfang und wurde
den Gefalt von
n war. In Volkse-
bad eine nationale
Saupt des Million
folcher erwarb er
well er, sobald er
cht hatte, sich mitten
an tollsten war,
merheit ausgab.

am nur noch seine
die Polist schließ-
Gewaltstam brachte,
festen Fluchtversuch.
Muffeher begegnete,
er, ergreift er ein in
ferrobr und schlug
un so lange ein, bis
er sich der Schür-
r. Doch noch bevor
er abgesetzt und
Wegen der Ermor-
rätzig zum Tode
nach der Ver-
schließen ihn sein Zy-
nicht. Als ihm mit-
um Wegnabigung
war er gerade in
Kolportageromans
in so sehr, daß er
Das habe ich mir
besser. Zum Schluß
schließen haben, als
die Hinrichtung für
3. August festgelegt
de dann auch das
des Gefängnisses
ng mit fränkischem
h Candy Kid sein
e. Sie wurde nicht
t Candy Kid Witte-
an solchen Persön-
n Kriminalgeschichte

Antwortspiel.
reife?
reife durch Szenen-

och, um ihn „roja“

Unterhaltungs-Sprecher Rundschau

3. Blatt — Nr. 200

Bochumer Zeitung

27. August 1926

Hermann Löns.

Zweitem 60. Geburtstag von Heinrich Wittingen.

Aus Westfalenblut war er, obwohl in Köln a. d. Mosel am 29. August 1866 geboren Hermann Fritz Wittingen, ältester Sohn eines Gymnasialoberlehrers. Seine Jugendzeit durchlebte er in den Wäldern und Mooren, an und auf den Seen und Seiden der Umgegend von Deutsch-Krone. Mit 16 Jahren verließ er eine Bogel-Flama seiner Heimat, die heute das Danziger Provinzial-Museum birgt und die erkennen läßt, daß der Knabe Löns schon über ein beträchtliches naturwissenschaftliches Wissen verfügte.

Seine ersten literarischen Versuche stammen aus den Jahren 1884—90. Als er die Universität Greifswald bezog, konnte er schon mit einer stattlichen Reihe von Gedichten aufwarten. Die Universitätsjahre — weniger Göttingen als dann Münster — brachten viele naturwissen-schaftliche Arbeiten. Anregung bot ihm der Dantische Kreis, aus dem Fritz Wittingen ihm Freund wurde.

Das Jahr 1891 brachte die Entscheidung, er verließ die Zoologie und wurde Rettungsmann. Wir sehen ihn in Kaiserlautern Berichte schreiben, zum Namenstag des Prinzenregenten auch einmal ein Gedicht. Viel Arbeit verlangt man, dazu strenge Disziplin. Das fällt dem schwer, der geradenwegs von den berühmtesten Landoltschen Begegnungen kommt. Ein Arch. Löns geht.

Einige Wochen finden wir ihn in Gera, dann während der Cholerazeit als Berichterstatter in Hamburg. Das sind seine Wanderjahre.

Gannover wird ihm Heimat auf viele Jahre, die nur durch einen kurzen Aufenthalt in Bückeburg einmal unterbrochen werden. Diese Jahre in Gannover machen aus Hermann Löns den Heidekrieger. Auch im Buch entsteht. Mit dem „Mammelmann“ kommt die Anerkennung, und dann der Erfolg mit: „Der letzte Hans-bur“, „Der Wermut“, „Das zweite Gesicht“, „Der kleine Rosenkranz“, „Der zweifelhafte Meier“, „Gaid-bilder“ und „Die Häuser von Oshenof“.

Nicht nur Hermann Löns ein Dichter. Und er war groß als Dichter, er war reich als Dichter, und dabei als Mensch arm. In seinem Charakter zerbrachen zwei Eben und viel Reue. Und er hatte doch so viel menschliche Wärme. Aber etwas Dunkles in ihm, so etwas vom zweiten Gesicht, das machte ihm das Leben schwer, so schwer, daß ihm das Sterben leichter dünkte. Mit den deutschen Volkshelden ging er hinaus in das Land der Franken, die er so liebte, wie die alten Sachsen die Karolinger und ihre Gefolgshäuf.

An einem der letzten Tage des September, 1914, am 26., traf ihn ein französisches Geschick. Sicher kam ihm der Tod als Freund. Sein Lebenswerk glaubte er abge-schlossen, hatte er doch seiner Schwermut schon vor Jahren mit dem „Wehrwolf“ geschrieben. Er suchte nun auch wohl für sein Leben einen Abschluß, und kein würdiger wäre für ihn ausfinden gemein. Ein Mann, der deutsch war, wie kaum einer, fand sein Grab im fremden Boden. Argwohn vor Mord ruht er. Inzwischen wehen über dem Lande, das ihn geboren, auch nicht mehr die deutschen Farben. Dort ruht heute der weiße Adler Polens. Ein tragisches Geschick für den letzten großen Dichter der Deutschen: Nach Heimat und Grab finden fremde Leute.

Der Säbel Karls des Großen.

Vor kurzem konnte man in Wiener Mätern die Nachricht lesen, daß Ungarn Ansprüche auf ein kostbares Stück der deutschen Reichskleinodien erhebe, die sich in der Schatzkammer der Burg zu Wien befinden. Damit wurde, was wohl zu selten geschieht, die öffentliche Aufmerksamkeit wieder auf einen der lebenswunderlichsten Schätze gelenkt, den die alte Stadt der Kaiser auch heute noch in ihren Mauern hegt.

Wessen Herz dem Gefühl der Ehrfurcht vor der großen deutschen Vergangenheit nicht abgestorben ist, den umrauschen und umweiden mit einemmal die mächtigen Erinnerungen einer tausendjährigen Geschichte, wenn er das kleine Gemach betritt, wo in Glasbehältern die ehr-würdigen Symbole des heiligen Römischen Reiches deutscher Nation thronen; vor allem die berühmte, hohe

Kaiserkrone aus gediegenem Gold, bedeckt mit Perlen, großen und kleinen Edelsteinen und Emailbildern, deren Ursprung man auf Konrad II. (1024—39) zurückführt; dann das vermeintlich von Ludwig dem Frommen, dem Sohn Karls des Großen, gestiftete Evangelienbuch mit dem in vergoldetem Silber getriebenen kunstvollen Ein-band, auf das die Kaiser den Krönungsseid ablegten; das prunkvolle Reichskreuz mit einem ansehnlichen Schild vom Kreuzholz Christi; der Kaisermantel aus schwerem, rotem Purpurschiff mit den in Gold und Perlen gestick-ten phantastischen Tier- und Pflanzen-Parstellungen, „das großartige Denkmal karolingischer Kunstfertigkeit im hohen Mittelalter“, in den Verhältnissen zu Palermo (1133) ursprünglich für den Beerdigung des St. Mar-mannens reiches geschaffen; die Mauritius-Lanze, zuerst auf den in Burgund sowie am Niederrhein besonders verehrten Wirturich zurückgeführt, dann für die Lanze gekannt, mit der die Seite des Westfäligen durchbohrt wurde, in Wahrheit ein Erzeugnis rheinischer Schmiedekunst, vermutlich aus der Zeit Karls des Großen und daher auf die Aufnahme eines Nagels vom Kreuz Christi selbst zu veranlassen; die Stefans-Kurze, ein mit Edel-steinen überfüllter Schwert in Gestalt einer Vierzahle, die Reliquien des ersten Antikristen enthält; und weiterhin alle die anderen prächtigen Kleinodien und Abzeichen, mit denen die erlorenen Herrscher des Reiches bei der Krönung geschmückt wurden.

Neben dieser Liste hat keine besondere Geschichte; sie alle befinden sich durch Jahrhunderte in der Obhut der Reichskammer zu Köln, mit Ausnahme des Evangelien-buchs, der Stefans-Kurze und eines dritten Stückes, die vom St. Michaelsstift und Maasfist der Krönungsstadt Aachen verwahrt wurden. Auf manchen Umwegen sind jedoch in der unruhigen Zeit der Franzosenzeit die Aachener Kleinodien im Jahre 1801, die Nürnberger im Jahre 1808 nach Wien gebracht worden, an den Sitz der Kaiserkrone, die Kaiserwürde bis zu ihrer Aufhe-bung (1806) innegehabt hatten. Zu diesen kostwü-digen, jedem Deutschen teuren Kleinodien gehört auch das dritte der „Aachener Kleinodien“, der sogenannte „Säbel Karls des Großen“, auf dessen Besitz gegenwärtig Ungarn ein Anrecht zu haben behauptet.

Die Waffe ist nicht für deutsche Verhältnisse abso-lut geeignet, ein Krummsäbel nach türkischer Art, Griff und Scheide reich mit ornamentierten Goldble-chen verziert, der Griff zu unterst mit Nüstchen überzogen. Man hält dieses Schwert mit Sicherheit für einen altorientalischen Säbel, und die Heberlieferung erzählt, er sei ein Geschenk des Kaisers Sarun al Ra-chid an Karl den Großen gewesen. Andere halten ihn für ein Werkstück aus den Kämpfen Karls mit den Arabern. Wieder andere aber möchten ihm den Titel Kriegssäbel, gerichtet haben. In Oesterreich hofft man selbstverständlich, daß der Säbel der Reichs-kleinodien nicht um jenes prächtige Schmiedewerk wird, das den deutschen Kaiser durch viele Jahrhunderte bei der Krönung als Zeichen der Macht überreicht wurde, das Schwert, mit dem tausende von deutschen Männern den Mitterschlag empfangen haben, um für Deutschlands Macht und Ehre zu kämpfen und zu sterben!

Der Dufelsack.

Dieses alte, ehrwürdige Möbel ist wieder modern ge-worden, in etwas veränderter Form: wir haben durch die vielverehrten Jagdsapellen das Sargappon ersetzt be-kommen. Da interessiert es vielleicht, ein wenig von alten Zeiten des Dufelsacks zu hören, zumal seine Herr-lichkeit wohl bald ein Ende finden dürfte. Unter dem Vorhitz des Herzogs von Woll ist in Glogow eine Ver-einigung aus Leben gerufen worden, die dem Dufelsack den Garaus machen soll. Schade drum. Er hat so viel Boesie, wir kennen ihn ja auch noch aus einzelnen Fäl-len her im Rheinland und Westfalen, vor allem aber aus Schlesien, wo er ein treuer Begleiter von Varenführern und dergleichen war. Er kann auf eine lange Lebenszeit zurückblicken und hat mancherlei Schicksale erfahren. Man hat ihn in Rom, wohin er nach dem Auszug von Griechenland gekommen war, goldene Beisen angelegt und silberne Kleider, wie man auch einige Hundert Jahre später am Kaiserhof gekleidet war, auf dem primitiven Instrument und es zur Modefabel machte. Auch hier zog man ihn, damit er in die Gesellschaft passe, goldgewirkte Prostatkleider an und verzehrte die

essenbeineren Mundstücke mit Gold und Steinen — um dann einzufahren, daß er ein Bettelkind war und blieb. Da wurde man seiner überdrüssig und ließ ihn wieder auf seine geliebte Landstraße zurück, und zu seinen Her-den im fernen schottischen Hochland, dem einzigen Ort, wo er bis heute in Ruhe und Anerkennung seine Tage fristete.

Auch Seereschiffe hat er in treuer Anhänglichkeit geleistet, und seine Beliebtheit in der englischen Armee, vor allen Dingen in den schottischen Regimenten, ist be-kannt. Auch die königliche Familie würdigte ihn seit jeher besonderer Beachtung und die Prinzen hielten ihn für die höchst erreichbare Belohnung, wie auch noch Eduard VII. für besonders gute Schulleistungen eine eigene Dufelsackpfeife erhielt. Eduards Instrument war besonders schön, es war extra klein angefertigt und hatte Pfeifen von Sandholz. Er erhielt bei den besten Du-belsackpfeifern Unterricht und hat es zu großer Volk-smeinheit gebracht.

Die berühmteste Dufelsackpfeiferfamilie waren die Grimmons. Der Name ist ursprünglich italienisch, er weist darauf hin, daß der Urahn aus Gremona einge-wandert ist. Dieser Gremoneer wurde Schotte und nannte sich seither Mac Grimmon. Der Eingewanderte war von Mac Rod von einer Italienerin als Harfen-spieler mit nach Schottland gebracht worden; seine Nach-fahren wurden berühmte Dufelsackpfeifer und gründeten später auch eine Schule für diese hohe Kunst.

Sollte es wirklich vorbei sein mit der melancholischen Boesie, die uns das seltene Instrument vermittelte? Es wäre wirklich schade drum!

Die Verbrechen des Millionärs.

Guyot, der neue Landru.

Seit der Affäre Landru gab es keine Kriminalfanta-sie in Frankreich, der ganz Paris ein solches Interesse entgegengebracht hat, wie dem grauenvollen Märdern-mord in dem großen Walde bei Clame, unweit von der französischen Hauptstadt, über den wir kürzlich berichte-ten. In den vier Tagen, die zwischen der Auffindung der Leiche der jungen Telefonistin Louise Beaulacquet und der Verhaftung des Vorgesetzten Guyot verfloßen waren, war der gesamte Apparat der Pariser Polizei in den Dienst der Ausforschung des Täters gestellt. Nun liegt der Mörder hinter Schloß und Riegel, aber die ge-heimnisvolle Mordaffäre ist noch bei weitem nicht aufge-klärt, obgleich Guyot bekanntlich ein umfassendes Ge-fähndnis abgelegt hat.

Es ist wohl ein einzig dastehender Fall selbst in der abwechselungsreichen Chronik der Pariser Polizei, daß ein von mehr als hundert Detektiven verfolgter Mörder dem Wagemut aufbrachte, aus seinem Versteck eine regel-rechte Korrespondenz mit seinen Freunden, Verwandten und sogar mit den höchsten Funktionären der Polizei-be-hörde zu führen. Guyot hat acht Briefe verschiedensten Inhalts während der Tage seiner Verfolgung abgefaßt. Die Stempel gaben als Ausgangsort verschiedene Postämter der Hauptstadt, ein Postamt aus Rougier und aus Roux le Sec an. Schon aus diesen Stempeln mußte hervorgehen, daß der Mann, dessen Wagemut bereits an Bahnhöfen zu grenzen schien, sich entweder in Paris oder in unmittelbarer Nähe der französischen Hauptstadt aufhielt. Man hat ihn angeblich in der Nähe des Pan-theons beim gemittelten Mittagessen in einem Luxu-srestaurant gesehen. Die Polizei wurde avisiert. Sechs Kriminalbeamte fuhrten im Auto in rasender Eile vom Kommissariat ab. Knapp bevor sie ankamen, war der geheimnisvolle Fremde verschwunden.

Nachdem der Mörder seine Unschuld in einer ganzen Reihe von Briefen und auch bei seinem ersten Verhör auf das entschiedenste beteuert hatte, gab er zu, das Mädchen ermordet zu haben. Immerhin ist Guyot befreit, das Verbrechen lediglich als eine Affekthandlung darzustellen, als die Folge eines Streites, der zwischen ihm und seinem Opfer während eines Autausfluges entstanden war. Sie soll ihm eine Ohrfeige verfeßt haben und er habe sie, von blinder Wut hingetrieben, erwidert. Als er die furchter-liche Entdeckung gemacht hatte, daß seine Geliebte tot sei, habe er in seiner maßlosen Angst die Leiche in den Wald gebracht und dort vergraben.

Die Verantwortung erscheint freilich ganz und gar unglücklich. Guyot gilt in seinem Bekanntenkreis als

ein Mensch von geradezu verblüffender Kaltblütigkeit, dem eine Affekthandlung dieser Art nicht zuzutrauen sei. Für seine Selbstbeherrschung spricht übrigens auch sein Verhalten nach der Mordtat. Guyot hatte es zugebe-bracht, nachdem er seine Geliebte erwürgt und ihren Leichnam verbrannt hatte, seine greisen Eltern in Luan zu besuchen, wo sein Vater seit Jahrzehnten Bürger-meister ist. Während Guyot ohne das geringste Zeichen einer Erregung sich mit seinem Vater unterhielt, lagen draußen im vollstehenden Auto unter einem Sitz verborgen das Revolver, der Hut, der Sonnenschirm und eine An-zahl von Schmuckstücken der Ermordeten. Von Luan fuhr Guyot nach Paris und suchte dort das aus zwei Zimmern bestehende Abteilungsquartier auf, das er seiner-zeit für die Zusammenkünfte mit seiner Geliebten ge-mietet hatte. In diesen Räumen, die ihn ständig an den Mord mahnen mußten, verbrachte der Verbrecher in aller Ruhe einen Tag und eine Nacht, ließ die Haus-meisterin holen und gab ihr allerlei Weisungen. Dann plauderte er mit den Nachbarn, las in den Zeitungen die spaltenlangen Berichte über den furchtbaren Märdern-mord, besuchte ein nahees Kaffeehaus, um dort Karten zu spielen; dies alles, ohne selbst die geringste Spur von Gewissensbissen und Erregung. Am nächsten Tag fuhr er die Tür des Abteilungsquartiers mit einem Schloß ab und begab sich in seine eigene Wohnung, die sich in der-selben Straße befindet. Hier nahm er ein Bad und ging mit seiner siebenjährigen Tochter Madeleine spazieren. Während derselben Zeit suchten 82 Detektive in ganz Paris nach ihm und die Blätter verbreiteten in Hunder-ten von Exemplaren seine Photographie mit der genauen Personbeschreibung, in der mit besonderem Nachdruck der Hinweis auf das Gelingen des Mörders enthalten war. Nach einem längeren Spaziergang mit seiner Tochter kehrte Guyot heim. Wenige Minuten später entfernte er sich mit der Bemerkung, er besuche ein Kaffeehaus und werde in kurzer Zeit wieder zu Hause sein. Drei Minuten später waren drei Detektive erschienen und fragten nach ihm. Er ließ erfuhr Madeleine, daß ihr Vater einen Mord auf dem Gewissen habe.

Es wäre nun psychologisch ganz und gar unbegreif-lich, daß ein Mann, der sich derart zu beherrschen ver-steht, ein Mädchen in einem plötzlichen Zornanfall er-würgt hätte. Dies wird auch durch die schwerwigen-den Verdachtsmomente recht unwahrscheinlich gemacht, die für die Schuld Guyots an dem plötzlichen Tode seiner beiden jungen Gattinnen sprechen. Wie noch erinnern, waren beide unter mysteriösen Begleitumständen während längerer Autotouren gestorben. In einem Falle war Un-gewissenszündung, im zweiten ein Schlaganfall als Todes-ursache angegeben. Die Leichen sollen nun exhumiert werden, um die Richtigkeit dieser Angaben zu kontrollieren.

Guyot gilt als ein schwerer Mann. Sein Reich-tum stammt teilweise aus der Erbschaft nach seinen beiden verstorbenen Frauen: ein Vermögen, das er durch be-günstigte Börsenspekulationen bedeutend vergrößert hat. Außer seinem ansehnlichen Parkpalast besitzt Guyot zwei Häuser in Paris und ein Grundstück von vierhundert Joch.

Allerlei Lustiges.

Neuer Anknüpfungspunkt.

Herr (abends): „Es wird wohl schwerlich heute noch regnen, gnädiges Fräulein, gestatten Sie mir, daß ich Ihnen Schirm trage?“

Selbsterkenntnis.

Er: „Maus, was gibt es heute zu Mittag?“

Sie: „Ochsenzunge, Schmand.“

Er: „Kreuzschimmelbombernervetter! Trimmer Och-senzunge, Ochsenzunge. Die hängt mir nachgerade schon zum Halse heraus!“

Glatte Gegen.

Die kleine Greterl hat der Mama zugehört, wie sie sich Damerellen ins Haar braunte. Nun klettert sie ihrem Pappe auf den Schoß, streichelt ihm liebevoll die atzigeiche Wange und sagt: „Du hast keine Wellen. Bei dir ist alles Strand.“

Drei unveröffentlichte Löns-Briefe.

Von Jürgen Hilde.

Zu diesem eigenartigen Gedenktage, aus dem Löns, wenn er noch leben würde, sicherlich nicht viel gemacht hätte, fällt es schwer, in der Literatur eine geeignete Würdigung zu finden. Gewiß, es beständen auch für unsereinen noch Möglichkeiten, das eine oder andere unveröffentlichte Material von ihm herauszubringen. Aber hätte man dann wirklich dem Dichter mit der Veröf-fentlichung von Arbeiten, die ihm selbst zu seinen Leb-zeiten nicht gefallen haben, einen so großen Dienst er-wiesen? Das ist doch wohl nicht anzunehmen.

Es kommt ferner — ein äußerst betrübliches und be-denkliches Zeichen in der niederdeutschen Literaturge-schichte — hinzu, daß die Dönsliteratur einen so unge-heuren Umfang angenommen hat, daß wirklich Neues nicht mehr zu sagen ist. Bei der starken persönlichen In-tuition, die von der Gewalt dieses Dichters her zu uns allen ausgeht, hat sich ein jeder schon sein persönliches Verhältnis gebildet.

So scheint es denn zu diesem Tage das Würdigste zu sein, diesen persönlichen Eindruck, wenn seine Vertiefung auch nicht gut möglich sein mag, doch durch einige bisher noch unbekannt gebliebene Kennzeichen aus dem Döns-schen Gesinnungsleben, erneut anzuregen.

Und dafür erscheinen mir einige Briefe, die mir aus dem Besitz der Frau Marie Thomas-Rißer, Alt-Ruß-lands zur Verfügung gestellt wurden, besonders geeignet zu sein.

Da ist zunächst das nachfolgende Schreiben, das Löns am 1. 11. 1912 aus Gannover an Sie richtete:

Liebe Freundin!

Nun habe ich wieder so etwas wie ein eignes Heim. Ob ich es auslaute, nachdem ich fast 1 1/2 Jahre in der Welt herumgelaufe. Vielleicht gehe ich doch noch nach Raito, aber nicht allein. Hier läuft mich zuviel unwill-kommes Bad vor die Füße. Die Sorte gibt es über-all, aber hier fenne ich persönlich zu viel davon. Und die Natur und die Erde? Ach, es ist die alte Liebe nicht mehr und wird es nicht mehr sein. Wenn ich noch Ägypten gehe, muß ich mich auf 5 Jahre ver-pflichten, und das ist das Schlimmste, Salomonisch sein, alles, aber auch alles mitmachen, wo die Polizei zusammenkommen. Und das mag ich nicht. Ich kann das sehr gut, aber auf die Dauer über es mich. —

Meine Freundin (Ernestine Saffenberg) hat mir vor-jetzt auf das Beste für mich. Sie bürdetliches Wesen paßt auf zu meiner Reizbarkeit. Sie weiß, das ist nur äußerlich, bin ich mal abkannst. Und wenn mir nichts kommt.

In meiner Wohnung gehört mir nichts. Das macht mir am meisten Spaß. Ich habe mir die Freude am Besitz abgewöhnt. Schließlich ist es doch nur Ballast.

Ich muß schlafen. Es liegen zu viel Briefe hier. So an 30 erbligte ich heute schon.

Mit schönen Grüßen, Ihnen und Ihrem Gatten

Ihr getreuer H. Ls.

Eine eigentümliche Ergänzung zu diesem Briefe bildet das zweite Schreiben:

Liebe Freundin, mir geht es nicht gut, sonst hätte ich Ihnen schon längst wieder geschrieben. Ich habe Kummer über Kummer, zu allem immer Kummer, habe an nichts Freude, und alle rufelnd bin ich körperlich leidend. Vom 21. has gestern lag ich mit viel und schwerem Fieber. Das war mein Weihnachtsfest. Ich habe ja viel liebe Briefe, Blumen, Geschenke bekommen,

doch das freut mich kaum mehr. Es ist nur gut, daß ich einer netten, frohen und stillen Menschen bei mir habe. Sonst wäre es nicht zum Ertragen, aber oft denke ich: Wäre ich ganz ohne Anhang und Zunei-gung und könnte tun, was du wollest.“ So aber ist es wohl besser.

Das Schlimmste ist, daß mir die Arbeit nicht munden will. Will ich an etwas Großes, so kommt ein Ver-gernis dazwischen, oder es fehlt mir an Geld und ich muß freilich über Freilichheit schreiben und so komme ich zu nichts Rechten. Und das macht krank und trumm.

Weihnachten lag ich zuhause auf dem Faubett und war abwechselnd eckelst und brüßig. Der Baum brannte, die Blumen dufteten und der Tisch war be-podt mit Geschenken aus aller Welt, meine Freundin freute sich wie ein Kind, das sie auch ist, trotz aller Besonnenheit, und ich lächelte und hatte gallenbittere Gedanken im Herzen. Am anderen Tag kam ein lieber Freund mit seinem Schap, dann nach einer, und alle waren sie nett zu mir, und nachts lag ich da, lag und konnte nicht schlafen. Und las den Zyniker Rabelais. Einst war er mir eilig, jetzt mag ich ihn. —

Mein Fieber regt sich wieder. So wünsche ich Ihnen denn alles Gute und Schöne zum neuen Jahr.

Mit schönem Grusse

Hr. S. Löns.

Es ist wirklich nicht schwer, zu erkennen, wie weit es mit dem Gehehen schon gekommen war.

Es gibt ja Menschen, die mit Stürzungen und hinter Willenglätern, die an sich schon ein ganzes Maß von Intelligenz bedeuten könnten, behaupten, daß Hermann Löns in den letzten drei Jahren seines Lebens seine eigene persönliche Note ganz verloren hätte. Daß dem nicht so ist, daß er, wenn auch die Stimmungen immer düsterer um ihn wurden und eine geistige Katastrophe näher rückte, machte, doch noch seinen alten, frischen, humorvoll-wenigen Ton nicht verloren hatte, das beweist uns der

nachfolgende Brief an die gleiche Adressatin vom 8. Fe-bruar 1913, ebenfalls aus Gannover.

Liebe Freundin, schönen Dank für den lieben Brief. Mir geht es noch immer ziemlich klumm. Die Gellatung will nicht fort und die letzte Zeit habe ich vor Gliedererschmerzen alle naseleinen Tag im Bett bleiben müssen, was auf die Dauer müde und bedroh-lich macht. Mit der Arbeit will es garnicht gehen, da ich immer einen benommenen Kopf habe. Ihre Hundetragebinde kann ich verstehen. Als ich ein Junge war, freite eine unserer Vorfahreinnen auch unter Stand, und der ganze Wurf wurde ersäuft bis auf einen Rüden, den ich heimlich unter dem Dachneuballen aufbuddelte. Er war fast so groß wie ein Vorfah-hund, aber so niedrig wie ein Leckel, hatte verschieden-farbige Augen, machte jede jagdbare Arbeit von selbst und war der beste Hund, den ich hatte. Sein Ende war übel, ein riesiges Wierfack sollte ihn über. Er liegt am See bei Deutsch-Krone in Westpreußen. Ich wollte ich hätte erst wieder den großen Drama zur Arbeit. Aber da ich so recht keine Freude am Leben habe, will sie sich nicht einstellen. Noch nie ist mir die Arbeit so sauer geworden, wie jetzt. Das kommt daher, weil ich mich langweile.

Mit schönem Grusse

Ihr H. Löns.

Wirklich, diese Briefe machen keinen Anspruch auf sen-sationelle Entdeckung oder auf Neuigkeit. Es wäre auch schlimm um uns bestellt, wenn wir unsere norddeutschen Autoren immer nur durch Neugierigkeiten und wieder an-dere Sensationen aus erhalten könnten. Hermann Löns in der persönlichen Note seines widerstandsfähigen und stimmungsvollen Wesens ist wieder einmal lebendig ge-worden vor unserer geistigen Auge: das ist der Selbst-zweck dieser schlichten und ganz anspruchslosen Er-nerung.

